






GOLDSCHMIDT'S
Bibliothek von Eisenbahn-Novellen.
№ 4.
Burleske Novellen.
Von
Adolf Glaßbrenner.
10 Sgr.
36 Kr.
BERLIN
Verlag von Albert Goldschmidt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen die erste Lieferung von dem Werke vorräthig:

Weltgeschichte

für Haus und Schule

von **Ferdinand Schmidt.**

Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu.

Vollständig in 25 bis 30 Heften à 5 Sgr.,

welche in vierwöchentlichen Zwischenräumen erscheinen werden.

Diese neue **Weltgeschichte** für das deutsche Volk und insbesondere für die deutsche Jugend will eine allseitig gefühlte Lücke in unserer deutschen Literatur ausfüllen.

Wo ist das Werk, das in klarer und interessanter Darstellung vorurtheilsfrei die wichtigen Momente der Weltgeschichte vorführt, Vollständigkeit mit Kürze verbindet, und das auch der Jugend vertrauensvoll in die Hand gegeben werden kann? Hat man nicht fast immer, mit nur wenigen Ausnahmen die Geschichte zumeist noch als Sache des bloßen Gedächtnisses dargestellt, angehäuft mit Namen und Zahlen? Und andererseits: stehen denn die Kenntnisse der Jugend und des Volkes in der Geschichte mit ihrer übrigen Ausbildung in richtigem Verhältniß? Diese Fragen bedürfen kaum einer Antwort.

So wenig es ein bedeutsameres, edleres Bildungsmittel zur wahren Humanität giebt, als das Studium der Weltgeschichte, so wenig giebt es auch eine interessantere Lectüre als die jener Blätter, in welche die Meisterhand die Ereignisse alter und neuer Zeiten eingezeichnet hat.

Ferdinand Schmidt, der durch seine vielgelesenen geschichtlichen Werke und sehr verbreiteten Jugend- und Volksschriften einen ehrenvollen Platz einnimmt unter den Männern, welche dem deutschen Volke und insbesondere der deutschen Jugend ihre ganze Kraft gewidmet haben, und dessen **langjährige geschichtliche Studien und reiche Erfahrungen** ihn zu dieser Arbeit besonders befähigen, ist wohl in der Jetztzeit als der geeignetste Schriftsteller für die hohe Aufgabe zu bezeichnen, dem Volke und der Jugend die Bilder der Weltgeschichte zu entrollen. Und er hat die übernommene so schwierige Aufgabe glänzend gelöst!

Georg Bleibtreu, der allbekannte Künstler, hat das Werk **illustrirt** und verleiht demselben neben dem literarischen, auch einen hohen **künstlerischen Werth.**

So möge denn das neue **Geschichtswerk,** unter dessen Vorzügen eine **elegante Ausstattung** und der **billige Preis** besonders hervorzuheben sind, der Jugend wie dem ganzen deutschen Volke ein bedeutungsvolles werden! Möge das Werk in allen Ständen des deutschen Volkes eine recht große Verbreitung finden und in seiner treuen Darstellung der Thaten und Bestrebungen vergangener Geschlechter der lebenden Generation zur anregenden Unterhaltung und fruchtbringenden Belehrung werden!

Verlagsbuchhandlung von Albert Goldschmidt

in Berlin.

Goldschmidt's
Bibliothek von Eisenbahn-Novellen.

No. I.

M. Ant. Niendorf, Wie man regiert . 22½ Sgr.

No. II.

Fr. Gerstäcker, Irrfahrten . . . . . 15 Sgr.

No. III.

Fr. Gerstäcker, Das sonderbare Duell . 10 Sgr.

No. IV.

Ad. Glaßbrenner, Burleske Novellen . 10 Sgr.

No. V.

J. D. H. Temme, Ein Gottvertrauen . 10 Sgr.

Diese Bibliothek bezweckt, den Reisenden eine angenehme Unterhaltungsliteratur zu bieten. Sie enthält interessante, dem gebildeten Reisenden zusagende Original-Novellen von den besten Autoren Deutschlands.

Goldschmidt's

Bibliothek von Eisenbahn-Novellen No. IV.

Burleske Novellen.

Von

Adolf Glaßbrenner.



Berlin.

Verlag von Albert Goldschmidt.

Inhalt:

Burleske Novellen von Adolf Glaßbrenner.

Einleitung.

Vor einigen grauen Jahren wurde ein deutscher Philosoph, Dr. Ernst Heiter, durch die glücklichen Zustände seines Vaterlandes übermüthig und wollte in Folge dessen nach dem unglücklichen, sich selbst überlassenen Nordamerika auswandern. Er bestieg in Bremen, mit seinem Bedienten Fritze — einem lutherischen, reichbegabten und militairpflichtigen Preußen von 16 Jahren, der bereits Lesen, Schreiben, Rechnen und Regierungsmaßregeln tadeln konnte — ein Dampfschiff „der Unterthan" von 600 Pferdekraft, welches dem Philosophen zu seiner Beförderung nach dem, gefälligst durch Christoph Columbus entdeckten Asyle schlechtgesinnter Deutscher genügend schien. Eines Tages, als sie mitten auf dem Ocean waren und die Passagiere „des Unterthans", um sich auf das amerikanische Leben vorzubereiten, die schöne neapolitanische Volkshymne „Gott erhalte Franz den Zweiten!" sangen, erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß man denselben, ohne irgendwo einen Preßprozeß fürchten zu müssen, dreist einen Orkan nennen konnte. Dr. Ernst Heiter und sein junger Fritze, welche eben am Bugspriet standen, wurden von diesem fürchterlichen Sturme, der sich gegen alles Stehende empörte, erfaßt, in die Höhe gehoben und — der Bediente, wie geziemend, hinter dem Herrn fliegend — auf die, 7000 Seemeilen von der Louis-Napoleon-Bonapart'schen Staatsküste entfernte, noch unentdeckte große Insel „Papataci" und zwar gerade vor das Schloß des Beherrschers dieses mächtigen Inselreiches, Seiner Majestät des Königs Kakaduhu des 73sten,

geschleudert. Kakaduhu, mit zwei Adlerklauen geschmückt, die derselbe als Ohrringe trug, saß auf dem Balkon des Schlosses, rauchte eine zwei Ellen lange Cigarre, welche durch den Rücken eines Sclaven gehalten wurde, und ertheilte seinem Ober-Mandarinen Mentecaptus Regierungsbefehle, deren allerhöchste Weisheit fast Nichts zu wünschen übrig ließ. Als Se. Majestät die Fremdlinge erblickten, fragten sie sofort vom Balkon herunter, ob sie mit Aufenthaltsscheinen versehen seien, und da die hergestürmten Fremdlinge dieses verneinen mußten, verurtheilte sie Kakaduhu der 73ste zum Tode durch das Rad von unten herauf. In diesem erschütternden Augenblicke erschienen, von einer Promenade durch den Garten zurückkehrend, die Königin Widehopphopp und die Prinzessin Kürbisside, letztere nach dortigen Begriffen die größte weibliche Schönheit, welche damals das Inselreich Papataci und die Papatacier entzückt hatte. Beide craueten in dem Haupthaar Kakaduhu's (das Zeichen der tiefsten Ehrerbietung, durch welches man auf Papataci dem Herrscher huldigt); und baten um das Leben der Fremdlinge, welche Gnade vor ihren hohen Augen gefunden hatten.

Kakaduhu, ein herrlicher Charakter, welcher sehr zum Nachgeben geneigt war, sah seinen Ober-Mandarinen Mentecaptus an. Dieser aber zuckte die Achseln und steckte seine beiden, dem Daumen beider Hände zunächst befindlichen Finger in die Nase, wodurch er ausdrückte, daß das bestehende Recht und die Gesetze stets heilig gehalten werden müßten.

Kakaduhu machte bereits wieder strenge, unheilverkündende Augen, als der junge Fritze plötzlich mit heller Stimme die beiden erhabenen deutschen Volkslieder: „Weine nicht, es ist vergebens" und „O Tanneboom, O Tanneboom" sang, welche sämmtlichen Anwesenden außerordentlich gefielen. Diesen Augenblick benutzend, trat Fritze an Se. Majestät heran, krauete ihn im Kopfhaar und sprach also: „Mächtiger Beherrscher von Papataci, Kakaduhu

der 73ste, über dem allein der Mond aufgeht, den die Sonne ganz allein bescheint, und den keine Sternschnuppe erreicht, erlaube Deinem unterthänigsten Sclaven von der Spree eine bescheidene Frage."

„Ja!" antwortete Kakaduhu huldreichst.

„Langweilt Ihr Euch zuweilen hier in Eurem Schlosse?" fragte Fritz, „Du, Deine Frau und Deine Tochter: langweilt Ihr Euch zuweilen?"

„Fortwährend!" antwortete Se. Majestät. „Wir sind den ganzen Tag langweilig (nach dem Papatacischen, einer Ursprache, wird man nicht gelangweilt, sondern ist selbst langweilig) und besonders des Abends, da Uns Unsere erhabene Stellung verbietet, irgend einen anderen Unserer Unterthanen neben Uns sprechend zu dulden, als diesen Mentecaptus, der ebenso langweilig ist, wie Ich, wie die Königin und wie die Prinzessin, Meine Tochter."

„O, dann ist Euch geholfen, Sire," rief Fritze, „sobald Du uns nicht wegen des mangelnden Aufenthaltsscheins durch das Rad vom Leben zum Tode führst, sondern uns begnadigst. Denn wir sind Dank dem Himmel! nicht Deine Unterthanen; uns darfst Du bei Dir dulden, und wir sind Beide nicht lang-, vielmehr ungemein kurzweilig. Mein Herr hier, Herr Dr. Ernst Heiter, ist ein Philosoph, daß heißt ein Mann, der Alles weiß, und ich bin ein Berliner, mithin ein Wesen, das noch mehr als Alles weiß."

„Noch mehr?" sagte Kakaduhu der 73ste erstaunt und äußerte zu seiner erhabenen Umgebung: „Das ist viel! Mehr als Alles, das ist sehr viel; nicht wahr, Mentecaptus?"

Der Ober-Mandarine bestätigte diese weise Ansicht seines hohen Gebieters.

„Wir würden Dir," fuhr Fritze fort, „alle Abende bunte Geschichten und Scenen aus der grauen Vergangenheit und der

gräulichen Gegenwart mittheilen, und wenn Dir eine derselben nicht gefiele, so könntest Du uns sogleich den Kopf abschlagen lassen."

Kaum hatte der junge Fritze das Wort „Geschichten" genannt, so erheiterten sich sämmtliche Gesichter der erhabenen Familie, und selbst in den Augen des ernsten Ober-Mandarinen bemerkte man einen Strahl von Befriedigung. Kakaduhu der 73ste war so freudig erregt, daß er in seiner beim Vorschlage Fritzens zustimmenden Antwort die Begriffe verwechselte und sagte: „Es sei so, wir gehen gern darauf ein. Wir lassen Euch alle Abende den Kopf abschlagen und wenn Euch das nicht gefällt, so erzählt Ihr uns Geschichten."

Der deutsche Doktor, welcher dankbar für seine Lebensrettung der schönen Prinzessin Kürbisside die Hand küßte, erhielt von derselben einen sehr günstigen Blick.

Schon am Abende desselben Tages begannen, nachdem man eine Tasse Thee und etwas kalte Klapperschlange zu sich genommen hatte und jedem männlichen Mitgliede der Gesellschaft eine Schaale Ananaspunsch vorgesetzt war, die Unterhaltungen. Se. Majestät wollten zuerst eine Geschichte aus der grauen Vergangenheit hören, und da der Philosoph die „Hofgeschichten" als die am meisten beliebten nannte, so wurde ihm eine solche zu leisten befohlen.

Dr. Ernst Heiter begann darauf folgenderweise:

Sire, einer Ihrer größten Vorfahren war Ludwig der Vierzehnte von Frankreich. Er hatte eine königliche Figur, königliche Züge, königliche Manieren und Tugenden, war von königlichem Stolze und königlicher Freigebigkeit, umgab sich mit königlicher Pracht und amüsirte sich königlich. Der Beweis, daß ihn der Himmel zu seiner hohen und allerhöchsten Stellung auserkoren hatte, war der, daß Ludwig der Vierzehnte zu Saint-Germain-en-Laye am 1. September 1638 mit einigen Zähnen zur Welt kam, welches gewöhnliche europäische Kinder aus bürger-

licher Rücksicht auf ihre Mutter oder ihre Amme niemals zu thun pflegen.

Ludwigs Mutter, Anna von Oesterreich, hatte die damalige Menschheit 22 lange Jahre hindurch vergebens nach der Geburt eines französischen Prinzen oder einer Prinzessin schmachten lassen. Ludwig kam daher unerwartet, wie aus den Wolken gefallen; man gab ihm in Folge dessen den Beinamen Dieu-donné, den er jedoch späterhin mit dem Beinamen des Großen zu vertauschen gezwungen wurde. Er liebte sein Volk so außerordentlich, daß er sich eins mit ihm dünkte, ganz Frankreich mit allen seinen Männern des Ruhms und der Thätigkeit, mit allen seinen Schätzen und Kassen gleichsam in Sich aufgehen ließ, und deshalb auch zu dem geistvollen Ausspruche kam: L'état c'est moi! oder in Eurer Majestät gehörenden Sprache übersetzt: „Freech oox!"

Wenn ich vorher von dem königlichen Stolze des leider nunmehr todten, doch ewig unvergeßlichen Herrschers sprach, so ist es überflüssig, hinzuzufügen, daß dieser Stolz der edelste war. Ludwigs ganzes Wesen und Art wurde nicht nur am Hofe und in der Gesellschaft Frankreichs nachgeahmt, sondern an allen Höfen und in allen Gesellschaften der damaligen civilisirten Welt. Als König von Frankreich und Navarra am 7. Juni 1654 zu Rheims gekrönt, krönten ihn seine glänzenden Eigenschaften zum geistigen König der Welt. Nie hat er seinen Purpur mit der kleinsten Gemeinheit oder Menschlichkeit befleckt. Alle Geschichtsschreiber stimmen darüber überein, daß Ludwig der Vierzehnte in keinem Augenblicke seines 77jährigen Lebens seine hohe innere und äußere Würde vergessen; daß er beispielsweise nie und niemals die Bitte eines Armen persönlich entgegen genommen und nur ein einziges Mal in seinem ganzen Leben, und nur ein einziges Wort, zu einem Manne aus dem Volke gesprochen hat. Dies ereignete sich im alten Jagdschloß zu Versailles. Dieu-donné, beinahe acht Jahre alt und bereits König und Vater seines Volkes, bog, einen

bunten Schmetterling verfolgend, schnell um die Ecke einer grünen Wald-Allee und stieß dabei einen alten 70jährigen Bauer um. Ludwig der Vierzehnte rief: „Lumpenhund!" und sprang weiter; der Bauer aber rappelte sich langsam wieder auf, zog ehrerbietig die Mütze von seinem schneeweißen Haupte und erzählte im nächsten Wirthshause seinen Cameraden in sehr begreiflicher freudiger Aufregung, daß Se. Majestät Allerhöchstpersönlich mit ihm zu sprechen geruht hätten.

Ludwig der Große wurde größer und älter. Einst, ein Jahr vor seiner Krönung, als er noch die obersten Regierungsgeschäfte allein dem Cardinal Mazarin besorgen ließ, hatte Ludwig an der königlichen Tafel dem Champagner mehr als sonst zugesprochen. Er wollte hinaus, frische Luft zu schöpfen, fand aber in einem Corridor des Louvre, seines Palastes, eine Thür halb geöffnet, durch welche so eben, wie er gesehen zu haben glaubte, ein weibliches Wesen geschlüpft war. Er trat mit leisen Schritten näher, steckte den Kopf durch die Thür und erblickte auf einem Divan, in ganz außergewöhnlich reizender Stellung, die schlafende Henriette Bellier, die erste Kammerfrau der Königin Mutter Anna von Oesterreich. Ludwig sah — und — zitterte.

Nach einigen Minuten erwachte Henriette Bellier. Ihr Taufschein, nach welchem sich nur der indiscrete Geschichtsforscher erkundigen darf, war um 20 Jahre älter als sie selbst. Die Gattin des Herrn von Gentilli, geborne Henriette Bellier, schien 24, höchstens 25 Jahre alt zu sein, ihre schlanke Gestalt war von den üppigsten Formen; ihr blaues Auge strahlte schwärmerisches Feuer, ihr Teint war von blendendem Weiß; so oft sie lächelte, zeigte sich ein Grübchen in der Rosenwange und zwei Reihen schönster Perlen zwischen den feinen geistvollen Lippen. Und Henriette war heiteren Temperamentes und lächelte fast immer.

„Um Gottes willen, Sire, Sie hier!" rief die Hofdame. Aber sie rief es mit so leiser Stimme, als ob sie die Schuld des

Königs Niemandem verrathen und selbst einen Theil derselben übernehmen wolle. „Ihre Wangen brennen; Sie zittern! Sie haben heut bei Tafel viel Champagner getrunken, schöner Ludwig!" Bei diesen Worten küßte sie ihm die Hand und sank angegriffen von dem Schreck, plötzlich den höchsten Herrn der Christenheit in ihrem Boudoir zu sehen, fast ohnmächtig auf den Divan nieder.

„Ich will nicht hoffen!" sagte Se. Majestät Kakaduhu, dem die französische Hofgeschichte eine für die Anwesenheit seiner hohen, tugendhaften Gemahlin und engelsreinen Tochter sehr bedenkliche Wendung zu nehmen schien, zu dem Erzähler, indem Höchstsie diesem mit Höchstihren allerhöchsten Augen einen blitzenden Wink gaben.

„Eure Majestät geruhen sich zu irren;" beschwichtigte Dr. Ernst Heiter die aufgestiegenen königlichen Besorgnisse, „wovon ich Allerhöchst Sie nach einem Schlucke Ananaspunsch zu überzeugen sogleich die Ehre haben werde." Hierauf trank der Erzähler und fuhr dann also und wie folgt fort:

Der schöne, erhabene und sehr aufgeregte Ludwig der Vierzehnte griff, nachdem sich Henriette Bellier vollständig von ihrer Bestürzung erholt hatte, nach einem Buche, das auf der weiß drapirten und mit Blumen geschmückten Toilette lag. Er las den Titel und sagte verwundert: „Wie, Henriette, Sie lesen nicht Montaigne, Pascal, Corneille? Sie lesen „„Die Natur"" von Charles Rosier? Sie studiren — Naturwissenschaft?"

„Ich lebe in den Mußestunden, welche mir der Dienst bei Ihrer Majestät der Königin-Mutter übrig läßt, nur für die Natur," antwortete Henriette. „Sire, ihre tiefen Geheimnisse, ihre Weisheit kennen zu lernen, ist mein höchstes Streben. Mein allerhöchstes von heute an aber, dem großen und schönen Ludwig, Europa's erhabenster Majestät, diese Wissenschaft, welche einst die

Freiheit, der Wohlstand und die Religion der Völker sein wird, an's Herz zu legen!"

„Wo bleibt der Schöpfer, Sie süßer Freigeist?" fragte der König lächelnd, und fügte hinzu: „hüten Sie sich vor Unserm Beichtvater!"

„Wo Gott bleibt?" erwiederte Henriette. „Er ist überall, Sire, wo Ihr Beichtvater nicht ist. Die Natur ist des Schöpfers Schöpfung, seine Dichtung, also Er selbst. Wie man den Autor liest, wenn man seine Bücher liest, so liest, so versteht, so liebt und preist man den Schöpfer in der Natur, in dem Buch der Bücher, in dieser wahrhaften heiligen Schrift. Ihre Kirche ist nur der lederne Einband, Sire, und die Pfaffen die Buchbinder, denen es großes Aergerniß ist, wenn man etwas mehr als ihre Pappe und den goldenen Titel bewundern will. O, Sire, lernten Sie das ewige, heilige Buch, die Natur, lesen!"

„Ungläubige Schwärmerin!" war des Königs Antwort. „Lassen Sie mir den bessern Allgeist, den ich habe, der die schönste und wahrste Erkenntniß und nichts weniger als pfäffische Phrase ist. Er dürfte mir doch unbequem, dürfte mir zu gewaltig werden, müßte ich ihn auf Ihre Weise anbeten. Ich bin ein mächtiger Herr mit absolutem Willen ...."

„Und das Parlament, Sire?" unterbrach ihn Henriette.

„Ich werde es nächstens mit der Reitpeitsche auseinandertreiben!" antwortete Ludwig hitzig und fuhr dann fort: „Ihr Phantom, von dem ich nicht leugnen will, daß es groß erscheint, dürfte mir eben zu groß, zu mächtig werden. Ein ferner Herrscher ist einem Könige von Frankreich viel angenehmer als dieser immer nahe in der Natur, der Unsere königliche Größe belächelt; der das Volk zuletzt einen Fruchtzweig höher als Unsern Scepter achten, im Purpur nichts als die Farbe eines Schneckensaftes erkennen läßt. Unser kleiner allerhöchster Absolutismus hat sich, dünkt mir, vor dem großen, höchsten in Acht zu nehmen."

„Der Allgeist ist kein Absolutist!“ antwortete die Kammerfrau der Königin-Mutter. „Er hat seinem lebendigen Werke, also sich selbst, denn er lebt in seinem Werke, ewige Gesetze gegeben, unter denen das Individuum seine Freiheit hat, und welche die Constitution der Menschheit bilden. Auf die Unverbrüchlichkeit, auf die Ewigkeit dieser Gesetze hin lebt die Menschheit, streut der Sämann die Saat, bildet der Arbeiter sein Werkzeug, der Künstler seine Erfindungen, der Denker seine Lehren, sendet der Kaufmann seine Schiffe. Der Fortschritt der Menschen besteht einzig in der fortschreitenden Kenntniß der heiligen Welt-Schrift, dem Gesetzbuche des Alls; je tiefer wir die wunderbare Natur und ihre natürlichen Wunder, Kräfte und Weisheiten kennen lernen, je glücklicher und besser werden wir.“

„Es wäre unköniglich,“ sagte Ludwig, „wenn ich einer solchen Denkerin Nichts als ein bequemes „Ich mag nicht“ entgegensetzen wollte. Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie die Keime — weil sie eben in die Seele des mächtigsten Fürsten kommen — zu einer großen Welt-Revolution in mich legen, will ich Ihr Schüler werden.“

„Es ist keine Gefahr dabei,“ lächelte Henriette Bellier. „Doch doch!“ erwiederte Ludwig. „Ich ahne, daß durch diese Erkenntniß des ewigen Geistes der Menschengeist selbst zu einer Bedeutung und Macht kommen kann, welche das ihm Feindliche, Einschränkende bald überwinden muß. Unter der Bedingung, daß wir unsre Weisheit für uns behalten, werde ich Ihr Schüler.“

Aber Ludwig der Vierzehnte selbst sorgte dafür, daß die frivole Weisheit aus dem Boudoir der ersten Kammerfrau der Königin-Mutter in viele Boudoirs, Putzstübchen, Kammern und Hütten übertragen wurde. Je tiefer er durch den geist- und reizvollen Unterricht Henriette Belliers in die Geheimnisse der Natur drang, je mehr sich seine Kenntnisse erweiterten, je mehr fühlte er sich zu den Naturwissenschaften hingezogen. Seine Neigung

dafür stieg, bis sie zur Leidenschaft ward. Durch sein fortschreitendes Wissen immer mehr zu Combinationen und Speculationen angeregt; zu der Ueberzeugung gelangend, daß die Natur das aufgeschlagene Gesetz- und Sittenbuch für die Lebenskunst der Menschheit sei, vermochte er es nicht länger, Schüler zu bleiben; die Mittheilung der Tausend und einfältigen Gedanken seiner Welt, in der er lebte, an Henriette allein war ihm zu gering; er wurde Lehrer. Dabei blieb aber der König in ihm stärker als der Mensch. War jener auch schwach genug, dem Menschen Ludwig zu gestehen, daß es ihm völlig gleichgültig sei, was nach seinem Tode aus Frankreich, der starren Legitimität und Kirche würde, so wollte er selbst doch nicht in seiner Wahrheit untergehen, seinen Königsstern nicht durch den aufgehenden Tag des neuen Lichtes erblinden machen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich gab er denn auch keinem Manne, sondern nur weiblichen Wesen Unterricht. Der Mann, sagte sich Ludwig, wirkt im öffentlichen Leben; er ist der Geist aller Organe des Staatskörpers — der beschränkte Lebenskreis des Weibes dagegen mindert die Gefährlichkeit meiner neuen Lehren. Im Kreise der Frauen will ich wirken und ihnen allen auf das Strengste verbieten, Männern Unterricht zu ertheilen.

Und so geschah es. Der junge König hatte schon nach einigen Jahren mehr Schülerinnen als das größte Kloster in Frankreich Nonnen aufweisen konnte. Er wählte dabei nicht nach Rang und Stand; ihm waren alle recht, die sich anmuthig und wißbegierig zeigten. Hatte er sich in diesen Eigenschaften geirrt, so gab er den Unterricht der Naturwissenschaften schon nach der ersten Stunde wieder auf. Wie seine junge Gattin, Maria Theresia, so hatte er sich auch seine Schwägerin Henriette von England, Herzogin von Orleans, schlechtweg „Madame" am Hofe genannt, zur Schülerin erkoren. Mit ihr theilten diese hohe Ehre Fürstinnen, Gräfinnen und Hofdamen kleineren Adels, aber auch deren Kammerjungfern, Grisetten, Bürgertöchter und Landmädchen ver-

schmähte seine liebenswürdige Herablassung nicht. Und zu Allen benahm er sich wahrhaft königlich. Er nahm keinen Sous für seine Stunden, im Gegentheil: von dem großen Schatze des Volksfleißes, über welchen Ludwig, da Er der Staat war, selbstverständlich zu disponiren hatte, nahm er Tausende, ja Millionen und aber Millionen, und schenkte sie an die artigsten und fleißigsten seiner Schülerinnen, die er außerdem durch Güter und Paläste bereicherte, und sie zu Würden erhob.

Und dennoch hielt fast Keine ihr Versprechen, die erworbenen Kenntnisse für sich zu behalten und sie namentlich keinem Manne mitzutheilen. Der ganze große Palast des Louvre, Schloß Fontainebleau, Versailles u. s. w. wurden zu Akademien der Naturwissenschaften und, da Frankreich tonangebend war, auch die Paläste der meisten europäischen Staaten.

Ich brauche wohl kaum zu erzählen, fuhr der Erzähler fort, daß der König von Frankreich und Navarra, besonders bei den verheiratheten Damen, bei Wittwen und Jungfrauen der vornehmen, gebildeten Sphäre als Lehrer überaus willkommen war. In gemeinen, bürgerlichen Kreisen erhielt Ludwig dagegen zu öfteren Malen abschlägige Antwort, weil die schlichten Leute damals eine solche Erweiterung ihres Wissens für mehr nachtheilig, von Erfüllung des Lebensberufes abwendend, als für diese wünschenswerth hielten. So ereignete es sich auch, daß Ludwig XIV., welcher die Königin, „Madame“, Marie und Olympie Mancini, Nichten des Kardinals Mazarin, die Fürstin von Monaco, die Marquise von Montespan, die Herzogin von Montanges, die stotternde Frau von Ludre, die Fürstin von Soubise, die Herzogin von Roquelaure, die Gräfin von Guiche, die Hofdamen von Guedany, von Tevers, von Thianges, la Mothe d'Argencourt, von Harcourt, Gramont, von Chateau-Thiers, des Oeillets und noch viele mehr oder weniger edle Damen in den Naturwissenschaften unter-

richtet hatte und noch unterrichtete, bei Blanche Rosier, der Tochter eines armen, aber geachteten Bürgers, nicht die geringste Wißbegierde fand. Blanche Rosier selbst zwar hatte dem dringenden Wunsche des Königs keine Weigerung entgegengesetzt, ein Mal, weil dieser Wunsch nicht bis zu ihr gedrungen war, und zum Andern, weil, wäre er bis zu ihr gedrungen, Blanche Rosier nicht das entfernteste Verständniß für ihn gehabt hätte. Was wußte dies unschuldselige Kind von solchen gelehrten Dingen! Ihr Vater, so innig er diesen seinen einzigen Schatz liebte und seine Blanche in allem Guten und Schönen unterrichtete, bewachte sie dennoch, oder wie er meinte, ebendeßhalb mit den Augen der Eifersucht, welche der philiströse Mann ein in solcher frivolen Zeit nothwendiges Ehrgefühl nannte. Blanche Rosier, aus deren großen blauen Augen noch die himmlische Reinheit und die lachende Unbesonnenheit des Kindes leuchtete, wußte nicht einmal, daß sie schon eine Jungfrau geworden, und noch viel weniger, daß sie das schönste Mädchen in Paris war. Sie war tugendhaft ohne den Werth der Tugend zu kennen, da sie keine Ahnung von der Möglichkeit der Sünde hatte. Sie war eben eine Blume und sie duftete und blühte, ohne an Schmetterlinge, Bienen und Käfer, geschweige an böse Buben zu denken, die sie brechen könnten. Ihr Vater hatte sie so erzogen. Er gab ihr nur den Sonnenschein, den süßen Thau, den erquickenden Segen des Wissens; von der Kenntniß des Bösen und Häßlichen hielt er sie fern, und erachtete es als seine wichtige Aufgabe, soweit es irgend möglich sei, sie auch persönlich niemals mit diesen Elementen in Berührung kommen zu lassen. Der väterliche Gärtner pflegte und schützte seine Blume, die er mehr als sich selbst liebte, die er anbetete, ohne ihr zu sagen, daß sie in der Erde wurzele.

Rosier wohnte in der Nähe des Louvre, in der Mitteletage eines kleinen sauberen Hauses der Straße des Ecuries. Eines Tages ritt Ludwig dort vorüber. Blanche hörte plötzlich unten

auf der Straße: „Der König! Es lebe der König!“ schreien. Schnell lief sie zum offenen Fenster, schlug die Händchen zusammen und rief, den prächtigen Reiter bewundernd: „Ach, Vater! der König!“ Sie rief es eben wie ein Kind, so laut, daß Ludwigs Blicke nach dem Fenster gerichtet wurden. Er staunte, als er dies holde Wesen, als er dies heitere Madonnengesicht, diese dunkelblonden glänzenden Locken, diesen blühend weißen Teint, diese bezaubernden Formen bemerkte, so daß er unwillkürlich sein Pferd anhielt, ihm aber sogleich wieder, damit die gaffende Menge nicht aufmerksam würde, den Sporn einsetzte.

„Ja,“ sagte Rosier ruhigen Tones zu seiner Tochter, indem er sie sanft vom Fenster fortführte, „es ist der König. Das Pferd war schön, das er ritt. Oder gefielen dir die kleinen Pferde, über welche du dich neulich bei den Kunstreitern so freutest, besser als dieser stolze Schimmel?“

„Die kleinen Pferdchen waren ganz allerliebst,“ antwortete Blanche, „aber der König auf dem wiehernden Schimmel ist noch viel schöner. Wie alles zu ihm aufblickte, ihn bewunderte, ihm zujauchzte! Und wie er alle so ruhig und doch freundlich anblickte! Mich hat er auch gesehen, lieber Vater. Er sah sich gerade unser Haus an, als ich „der König!“ rief, und dabei hat er mich auch bemerkt und mich sogar gegrüßt, ganz so freundlich wie die anderen Menschen. Und ich — nein gewiß, ich habe ihm nicht einmal gedankt! Sei nicht böse, Väterchen; wenn er zurückkehrt und er sieht wiederum unser Haus an, so werde ich ihm danken. Aber wie jung er noch ist! Wie ist es nur möglich, daß ein so junger Mensch um so viel klüger, weiser und besser als die anderen Menschen ist, um sie regieren zu können.“

Rosier antwortete nicht darauf. Er gab ihr lächelnd einen Kuß und sagte: „Du bist mein liebes Närrchen.“

„Die kleine Blanche,“ äußerte Kakaduhu der 73ste, „ist ein sehr nettes Kind und scheint auch Verstand zu besitzen, was schon daraus hervorgeht, daß sie den versäumten Dank für den Gruß Sr. Majestät später, wenn Ludwig der Vierzehnte zurückkehrt, nachholen will. Bei solchen Fähigkeiten könnte es wünschenswerth sein, wenn sie bei dem Könige Unterricht in der Naturwissenschaft nähme.“

Der König von Frankreich und Navarra, fuhr der Erzähler fort, versäumte Nichts, um Eurer Majestät und seinen eignen Wunsch erfüllt zu sehen. Allein so oft er auch seinen schlauesten und gewandtesten Kammerdiener, Herrn Chamarante, an den alten Rosier sandte und ihm auftrug, in dem Anerbieten von Summen Goldes, von Titeln und Würden nicht zu vergessen, daß er, Ludwig, König von Frankreich, unumschränkter Herr sei und im Wohlthun und in der Dankbarkeit keine Grenzen kenne: Chamarante kam jedesmal achselzuckend zurück und brachte nichts als die Antwort des starrsinnigen Rosier: seine Tochter Blanche solle nicht überbildet werden; was sie von der Natur zu wissen brauche, wisse sie bereits. Ja, als Herr Chamarante das letzte Mal Bericht über seine Sendung abstattete, konnte er Sr. Majestät nicht verhehlen, daß ihm von dem unbeugsamen Rosier, der so eigenmächtig mit einer jungen Unterthanin Sr. Majestät verfuhr, eine außergewöhnlich starke Ohrfeige zugekommen und er selbst persönlich die Treppe hinuntergeworfen wäre. König Ludwig konnte sich hierbei, trotz seiner unbefriedigten ästhetischen Leidenschaft und trotz der nicht unbedeutenden Wundmale, welche Herr Chamarante als Beweis der pöbelhaften Handlungsweise Rosiers aufwies, des Lachens nicht erwehren. Er reichte seinem treuen und verschwiegenen Diener eine Börse Goldes und sagte lachend: „Rosier scheint wirklich in der Physik nicht unbewandert zu sein. Wenigstens sehe ich, daß er sich über den Fall der Körper eine Meinung ge-

bildet hat, wenn auch eine absonderliche. Aber ich habe auch meine absonderliche Meinung darüber.“ —

Der mächtige Beherrscher von Papataci ist sicher in der Weltgeschichte zu sehr bewandert, als daß er sich nicht darüber verwundern müßte, warum König Ludwig der Vierzehnte nicht das damals so einfach praktische und darum auch so oft und mit glücklichem Erfolge benutzte Mittel der Lettres de cachet auf Rosier anwendete. Allein solch ein Lettre de cachet, bekanntlich kein Billet doux, das zu einem Rendezvous, sondern direct in die Bastille und oft von dort aus auf stillem, verschwiegenem Wege in's Jenseit, in jenes schönere Dasein führte, kannte der Vater der schönen Blanche ebenfalls. Auch wußte er schon nach dem ersten Antrage Chamarantes, daß die Ueberreichung eines solchen Briefes an ihn, dessen Porto er selbst zwar nur mit seiner Freiheit und seinem Leben, seine Tochter aber mit Kenntnissen, die er für schädliche oder sogar schändliche hielt, zu bezahlen hätte, nicht zu dem Unwahrscheinlichsten zu zählen sei. Er hatte deshalb schon bei dem zweiten Besuche des Gönners Chamarante, demselben, der Wahrheit gemäß, berichtet, daß er, Rosier, einer ihm bekannten Dame in der Nähe der Königin einen versiegelten Brief und Abschriften dieses Briefes, gleichfalls versiegelt, an mehrere Freunde übergeben habe. Verschwände er, Rosier, plötzlich, so würde jene Dame den Brief an Ihro Majestät die Königin übergeben und die Abschriften desselben zur weiteren Veröffentlichung von seinen Freunden gelesen werden. Diese Briefe enthielten die Nachricht, daß er, Rosier, ein unbescholtener Mann, durch rohe Gewalt darum in die Bastille geschleppt sei, damit Seine Majestät sich seiner, Rosiers, unschuldsvollen Tochter Blanche bemächtigen und derselben Unterricht in der Naturwissenschaft ertheilen könnte.

Charamante fragte nun zwar den König, wozu er König sei, wenn er sich in der Ausbreitung schätzbarer Kenntnisse durch ohnmächtiges moralisches Geklätsch beschränken lassen wolle, allein

König Ludwig dachte zuweilen, wie alle Könige, edler als sein Diener. Im Zorn, im Augenblicke der Leidenschaft konnte er wohl — dies muß man der Weltgeschichte zugeben, so destructiver, unritterlicher Richtung sie auch oft ist — Thaten begehen, wie sie Chamarante von ihm verlangte, überlegt nie. Ich will von dem schrecklichen Unglücke Rosiers, eines gemeinen Bürgers, ich will von der Möglichkeit absehen, daß Blanche sich das Leben nehmen, oder der Gram um den Vater sie tödten konnte, ja ich will selbst von dem Schmerz der Königin absehen, ... was Ludwig dem Vierzehnten aber wirklich am Herzen lag, das war die Würde des Königthums. Und diese hätte durch jene Gewaltmaßregel und die unehrerbietigen Vorkehrungen Rosiers schwer verletzt werden können; Ludwig gab daher seinem vertrauten Diener auf jene plump-kammerdienerliche Frage die wahrhaft königlich französische Antwort: „Mit der Zeit pflückt man Rosen; besudeln wir inzwischen die Lilien nicht."

„Diese Erzählung ist ungemein interessant," äußerte der Beherrscher von Papataci. „Und sehr zart!" fügte, dem deutschen Gelehrten einen schwärmerischen Blick gewährend, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Kürbisside hinzu. —

Nachdem sich Dr. Ernst Heiter für dieses ebenso geistvolle wie verdiente Lob nach Landessitte dadurch bedankt hatte, daß er einige Minuten lang nur auf dem linken Fuße stand und die rechte ausgestreckte Hand an seine Nasenspitze legte, erzählte er weiter:

Es war an einem bestimmten Tage eines bestimmten Jahres, daß Ludwig XIV. beim Diner seiner erlauchten Gemahlin, der Königin, versprach, ihr am Abende dieses Tages eine Vorlesung über Optik zu halten. Inzwischen aber unternahm er einen Spazierritt, erblickte, ohne von ihr gesehen zu werden, Blanche Rosier an der Seite ihres Vaters, und wurde so glühend wie uns eben nur der Zorn über den Eigensinn eines anderen Menschen erglühen

machen kann. Nach Palast gekommen — denn der gewöhnliche bürgerliche Ausdruck „nach Hause gekommen" scheint mir in Bezug auf einen Fürsten zu unehrerbietig — schlug er alle ihm von seinem Kabinetsrathe vorgelegten Immediat-Petitionen ab, unterschrieb mehrere Todesurtheile und wollte eben den Befehl geben, einen Lettre de cachet auszufüllen, als Chamarante eintrat und Seiner Majestät Etwas in die Ohren flüsterte.

Plötzlich erheiterten sich die bis dahin finsteren Mienen des Königs. Er entließ seinen Kabinetsrath und rief Chamarante zu: „Ist es möglich! Sie willigt ei? Endlich! Und wann, wann?"

„Die neue Schülerin, Sire, erwartet ihren Lehrer heute Abend um Neun Uhr."

„In zwei Stunden, ist es möglich? Geh, Chamarante, eile zum Juwelier und bringe mir seinen schönsten Perlenschmuck. Geize nicht um hunderttausend Franken! Nicht um Millionen! Der Staat bin Ich! Ich bin glücklich! Lauf', eile!"

Chamarante, im Begriff, dem Befehle seines erhabenen Herrn zu gehorchen, kehrte an der Thür um. „Aber," sagte er gedehnt, „es ist eine sehr unangenehme Bedingung dabei, Sire."

„Nun?"

„Fräulein Ludovika Franziska de la Beaume le Blanc oder la Vallière wird, wie Ew. Majestät wissen, von ihrer Gebieterin, von Madame auf das Strengste bewacht. Madame, welche selbst den Unterricht Ew. Majestät in den Naturwissenschaften genießen, sind zu ehrgeizig, einen solchen irgend einer andern Dame, geschweige einer ihrer Dienerinnen zu gönnen."

„Ich weiß, ich weiß! Nun?"

„Ew. Majestät müßten geruhen, Allerhöchstpersönlich dort über das Dach in das Hoffenster des Fräuleins von la Vallière zu klettern."

„Ich?" rief der König im ersten Augenblicke entrüstet und

das Wort betonend, als läge die Welt zu seinen Füßen. „Ich, der König!“ Bald fuhr er lachend fort: „Ich, der Staat, soll wie eine Katze über Dächer klettern?“

„Conditio sine qua non,“ achselzuckte Chamarante.

„Gut denn, ich gehe darauf ein!“ resolvirte der König. „Es ist abenteuerlich, und ich bin heute mehr als je zu Abenteuern aufgelegt. Freilich,“ fügte er etwas kleinlauter hinzu, „wenn es mißlänge, wenn Europa hörte, — der König von Frankreich und Navarra — auf Dächern — l'État c'est un chat, könnte einer meiner plump-satyrischen Schriftsteller sagen .... oder: der sittliche Herrscher ist endlich einmal dem lüderlichen Hofgesindel auf's Dach gestiegen.“

„Nicht doch,“ unterbrach ihn Chamarante, der „König wird unter den schlimmsten Umständen nicht entdeckt werden, falls Allerhöchstderselbe sich entschließen könnte, wenn auch nicht als wirkliche, doch als Kammerkatze über das Dach zu gehen. Fräulein von la Vallière hat eine solche Katze, deren Kleider, die Ew. Majestät ziemlich passen werden, bereits in meinem Zimmer liegen.“

„Immer toller!“ rief Ludwig. „Doch es muß sein. Geh', hole den Schmuck und hilf mir sodann, mich in eine Katze zu verwandeln. Ich habe mein Katzen-Original einst im Vorzimmer meiner Schwägerin gesehen. Sie ist sehr häßlich, und deine Gewißheit, der König werde unter keinen Umständen erkannt werden, nichtsweniger als schmeichelhaft.“

Vergebens hatte die Königin auf das Erscheinen ihres erlauchten Gemahls gewartet. Der Verdacht, Allerhöchstderselbe könnte just um dieselbe Zeit, für welche dieser ihr versprochen war, einer andern Dame Unterricht in den Naturwissenschaften ertheilen, siegte zuletzt über den Zweifel an der Möglichkeit einer solchen Beleidigung, und ließ sie endlich alle Rücksichten auf die Würde ihres Königlichen Gemahls und auf ihre eigene aus den

Augen setzen. Sie entschloß sich, ihre eigene Polizei zu werden und eine vollständige Haussuchung vorzunehmen. Von einer ihrer Damen begleitet, drang sie zuerst in die Zimmer ihrer Schwägerin, der Herzogin von Orleans. Aber Madame, wenn schon mit der modern gewordenen Wissenschaft beschäftigt, beherbergte nicht den König bei sich; vielmehr war es der geistvolle Graf von Guiche, welcher ihr einen vielleicht weniger anziehenden, doch jedenfalls sehr tief gedachten Vortrag über Electrizität hielt.

„Also nicht hier? So wird er anderswo Stunde geben!“ rief die aufgeregte Königin.

„Wer?“ fragte Madame.

„Wer? Der König!“ antwortete Maria Theresia und fügte, einen stolzen, verachtenden Blick auf ihre Schwägerin werfend, hinzu: „wen anders könnte Ich suchen?“

„Der König!“ wiederholte Madame, welche nicht weniger eifersüchtig auf den Allein-Unterricht des Königs als Maria Theresia war. „Ich werde meiner erhabenen Schwägerin ihren Lehrer suchen helfen.“

Madame ließ den Grafen von Guiche sitzen und ging mit der Königin zunächst zu Fräulein Marie Mancini, Nichte des Kardinals Mazarin. Aber auch bei dieser Dame, welche man allgemein für eine Schülerin Sr. Majestät hielt, war der König nicht zu finden. Marie Mancini sprach mit dem Grafen von Soissons über Schwere und Luftdruck, ließ aber, nachdem sie gehört, welchem Umstande sie die Ehre so hohen Besuchs zu verdanken hätte, Schwere, Luftdruck und den Grafen von Soissons bei Seite liegen, und schloß sich der Haus- oder vielmehr Palastsuchung an.

Auch bei der Fürstin von Monaco, zu welcher die schönste und hochgestellteste aller Polizeien kam, bedurfte es keiner näheren Forschung. Man fand nur den General Lauzin mit physikalischen Experimenten beschäftigt und schloß daraus mittelst einfacher Ver-

nunftsgründe, daß der König von Frankreich und Navarra hier nicht gegenwärtig sei. Mittelst ebenso einfacher Vernunftsgründe folgerte aber die Fürstin von Monaco, daß Se. Majestät anderswo sein müßten und bat um die Erlaubniß, die sofort gewährt wurde, auch ihre Kräfte der Nachforschung widmen zu dürfen.

Ueberall, wohin man kam, überzeugte man sich von dem wärmsten Eifer für diejenige Wissenschaft, welche das A und O des Königs war, welche er ab ovo ad malum trieb, nirgend fand man Ihn selbst. Die Marquise von Montespan versuchte, dem Bibelglauben des überaus frommen Marschalls von Noailles gegenüber die geologische Ueberzeugung geltend zu machen, daß die Welt schon viele Jahrtausende vor Erschaffung Adams und Evas existirt habe; die Herzogin von Fontanges, welcher für ihre naturwissenschaftliche Strebsamkeit eben eine Million Franken aus der Staatskasse des französischen Volks ausgezahlt war, ließ sich durch den Beichtvater Tellier von der großen Theilbarkeit des Goldes überzeugen; Anna von Rohan-Chabot, Fürstin von Soubise, war so herablassend, einem ihrer Lakaien nähere Kenntniß von dem Laufe der Planeten und anderer Sterne beizubringen, und die Herzogin von Roquelaure . . .

„Nein, nein!“ rief plötzlich Madame, die Herzogin von Orleans, als sich der Zug der schönsten und hochgeachtetsten Damen Frankreichs eben nach den Zimmern der Herzogin von Roquelaure in Bewegung setzte. „Ich habe eine schreckliche Ahnung. Die Vallière, mein Ehrenfräulein, hat sich unwohl gemeldet und mich für heut Abend um Entschuldigung für ihr Nichterscheinen bitten lassen. Auf, zur Vallière!“

Ludwig war inzwischen, als Kammerfrau verkleidet, über das Dach und durch's Fenster in das Boudoir des Ehrenfräuleins Ludovika Franziska de la Beaume le Blanc, Tochter des Marquis von la Vallière, geklettert. Die Grandezza, welche Ludwig trotz der ihr widerstreitenden Kleider beibehielt, verfehlte aber ihre Wir-

kung auf Fräulein von la Vallière gänzlich. Es half ihr nicht, daß sie die korallenrothen Lippen zusammenkniff und den Athem anhielt; das erschütterte Zwerchfell verlangte sein Recht und lachte, im buchstäblichen Sinne des Worts, den Respekt vor der Majestät selbst aus. Franziska lachte und lachte, bis sie halb ohnmächtig auf ihr Himmelbett fiel, und der König, gnädig und liebevoll, und ohnedies durch sein Abenteuer heiter gestimmt, verlor ebenfalls das Gleichgewicht der königlichen Repräsentation und schlug ein nicht minder helles Gelächter als seine neue Schülerin auf. Es währte lange, bis sie wieder zu sich selbst kamen. Plötzlich änderte sich die Stimmung. Als Ludwig nämlich der la Vallière den schönen Perlenschmuck um den Hals legte, fiel just die edelste der Perlen auf die Erde und wurde von dem König, der nach ihr suchen wollte, zertreten.

Franziska weinte.

„Nur ruhig, ruhig, meine Liebe!“ bat Ludwig und küßte ihr eine Thräne von der Wange. „Solche Perlen dürfen um jene da unten nicht geopfert werden. Schmerzensthränen sind giftiger Thau für die Rosenblume eines solchen lachenden Lebens wie das Ihrige, Gräfin! Das perlenreiche Meer dagegen fragt Nichts nach dem Verluste eines seiner Kleinodien, und dies perlenreiche Meer küßt Frankreichs, Meine Füße, und freut sich, seinem Herrn dienen zu können.“

Diese Worte, mit allem königlichen Stolze, mit aller königlichen Würde von einer vor ihr stehenden Kammerfrau gesprochen, gaben der Vallière eben so schnell, wie der Schmerz gekommen war, ihre vorige Heiterkeit wieder. Sie löste die Haube vom Kopfe Ludwigs. „Nein,“ lachte sie, „wenigstens das Haupt Frankreichs muß in seiner natürlichen Majestät strahlen, sein Nimbus darf durch keine Weiberhaube erstickt werden. So, Sire, müssen Sie als Professor der Natur aussehen, sonst haben

Sie an Ihrer neuen Gräfin und neuen Schülerin den unaufmerksamsten und ungezogensten Schulbuben."

Ich will dem großen Kakaduhu, dem mächtigen Beherrscher von Papataci keine, ohnehin mein Dasein so bedrohliche Langeweile mit näherer Beschreibung des königlichen elementarischen Unterrichts verursachen. Denken wir uns eine halbe Stunde derjenigen Stunde, welche König Ludwig der Vierzehnte der Gräfin la Vallière gab, verflossen. Beide, Lehrer und Schülerin, spitzen die Ohren. Sie hören Tumult auf dem Corridor; sie unterscheiden die Stimme der Königin, die Stimme der Herzogin von Orleans; sie glauben das Wort „König", den Namen „la Vallière" gehört zu haben; sie ahnen, um was es sich handelt.

„Geschwind, geschwind!" ruft die Gräfin, den sammetnen Spencer ausziehend und sich in's Bett werfend. „Ich habe mich krank melden lassen; ich bin krank! Sire, rasch die Haube auf, zum Fenster hinaus, auf's Dach!"

„Unmöglich," ruft der König und stampft mit dem Fuße, „der verdammte Mond ist aufgegangen! Es ist so niederträchtig hell draußen wie am Tage! Der Staat bin Ich! Es ist unmöglich!"

„Nur rasch die Haube auf!" ruft Franziska. „Den Tisch an's Bett! Setzen Sie sich mit dem Rücken nach der Thür! Rasch, rasch, Sire! Sie lesen mir, der Kranken, vor! Sie stecken das Gesicht tief in's Buch; meine Kammerfrau ist kurzsichtig!"

Ludwig der Vierzehnte that, wie ihm befohlen ward. Aber er zitterte; er zitterte wie ein schuldbewußter Knabe, der vom erzürnten Vater die verdiente Strafe erwartet.

„Wir selbst zittern, wenn Wir Uns nicht irren," unterbrach Kakaduhu den Erzähler. „Mentecaptus, zittern Wir nicht?" fragte er seinen Ober-Mandarinen.

„Ja," antwortete dieser, „Eure Majestät geruhen zu zittern."

„Wir zittern um Ludwig den Vierzehnten," sagte Kakaduhu

der Dreiundsiebenzigste. „Er ist König! Wenn er in dieser Lage entdeckt würde! Er darf nicht entdeckt werden! Doctor Ernst Heiter, ich lasse Euch den Kopf abschlagen, wenn Ludwig der Vierzehnte entdeckt wird!"

„Geruhen Eure Majestät Sich zu beruhigen," sagte der deutsche Gelehrte, indem er aufstand und eine Weile im Haupthaar Kakaduhu's krauete, wonach denn auch der mächtige Beherrscher von Papataci sanfter gestimmt wurde.

Der Erzähler nahm seinen Platz wieder ein und fuhr fort:

„Ludwig der Vierzehnte war von Gottes Gnaden, der Himmel durfte ihn in drohender Gefahr nicht verlassen und that es also auch in dieser nicht. Vor Angst bebend, kaum noch wissend, was er unternahm, hatte er das eine der Lichter, welche beim Vorlesen benutzt werden sollten, dem Himmelbette zu nahe gebracht. Gerade, als die allerhöchsten, höchsten und hohen Damen in's Zimmer stürmten, ging das leichte Gewebe der Bettvorhänge in lichten Flammen auf.

„Feuer, Feuer!" rief die bedrohte la Vallière, warf die Decke von sich, die sogleich von den Flammen ergriffen ward und sprang aus dem Bette. „Feuer, Feuer!" riefen die allerhöchsten, höchsten und hohen Damen, welche die Thür aufgerissen und sich um so schneller zurückzogen, als sie Niemand bei der Vallière, als die Kammerfrau sahen. „Feuer!" rief es auf allen Corridoren, im Hofe, durch den ganzen Louvre. „Feuer!" kreischte mit weiblicher Stimme Ludwig XIV., lief hinaus und . . . die nächste Treppe hinunter. Nach seinem Zimmer zu gehen, durfte er nicht wagen. Ueberall trat man, Lichter in der Hand, aus den Thüren auf die Gänge heraus. Der König wäre unfehlbar erkannt, der Herrscher von Frankreich und Navarra in den weiblichen Kleidern einer Kammerfrau verrathen, die Königswürde auf ewig vernichtet gewesen. Ludwig verbarg sein Gesicht, lief über den Hof und zum ersten besten Portale hinaus. Niemand von den unten durch-

einander tosenden Personen achtete auf ihn; ein ängstliches, fliehendes Frauenzimmer war in dieser Scene nicht nur keine auffallende sondern eine höchst natürliche Erscheinung. Aber es litt Ludwig, aus Furcht entdeckt zu werden, auch nicht in der nächsten Nähe des Louvre. Ohne noch einen Plan gefaßt zu haben, wo er Obdach suchen, auf welche Weise er sich aus dieser abscheulichen Lage retten könne, gerieth er in die Straße des Ecuries und . . . stand plötzlich vor dem Häuschen Rosiers, des hartnäckigen, sich auf seine Vorurtheile steifenden, gemeinen Pariser Bürgers. Und durch das Fenster, aus welchem das süße Kind Blanche einst den reitenden ritterlichen König bewunderte, schimmerte noch Licht! Ein Licht, das seinen Eifer für die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in helle Flammen setzte, fast in so helle Flammen — wenn dieser Vergleich erlaubt ist — wie solche vor wenigen Minuten das Himmelbett der neuen Gräfin la Vallière ergriffen hatten.

Des Königs Entschluß war rasch und dreist, wie er demjenigen Manne, der der Staat Frankreich war, in so außerordentlichen Fällen ziemte. Vielleicht, daß es gelingt, dachte er bei sich; vielleicht, daß sie mich nicht erkennen, und ich das liebliche Wesen für die Wissenschaft gewinne. Und wenn nicht? Mich schützt die Majestät, die angeborene Hoheit, vor jeder Unbill! Er besann sich nicht länger; er zog die Klingel heftig und wiederholt.

Das Haus wurde von einer Magd geöffnet; auch Bürger Rosier stand bereits oben auf der Treppe, mit strengen Augen forschend, wer so dringend und noch zu so später Tageszeit Einlaß begehre.

„Rettet eine Unglückliche, eine Verfolgte!“ rief Ludwig, bittend die Hände zu Rosier emporstreckend. „Gönnt mir Obdach für diese Nacht oder ich bin verloren!“ Nach diesen Worten schien ihm der Athem zu versagen; er mußte sich an das Treppengeländer halten, um nicht umzusinken.

„Beruhigt Euch, gute Frau,“ sagte Rosier, indem er dem

König seinen Arm lieh. „Stützt Euch auf mich, erholt Euch hier. Oder, wenn Ihr es vermögt, so kommt hinauf, meine Tochter soll Euch pflegen."

Ludwig der Vierzehnte vermochte dies. Er vermochte es um so eher, als nun auch Blanche erschienen war, und diese die vermeintliche Frau, die hülfesuchende, erschöpfte, ebenfalls unterstützte. Er lehnte sich an Rosier, stieg langsam die Stufen hinauf, ließ sich in das Wohnzimmer Rosiers bis zum Sopha führen, auf dem er Platz nahm und dabei der schönen Blanche, welcher eine Thräne des Mitleids im Auge glänzte, dankbar die Hand drückte.

„Laß die gute Frau sich erholen, liebe Blanche," sagte Rosier, seine Tochter sanft vom Sopha entfernend. „Belästige sie nicht durch Erkundigungen. Geh' und richte in dem Zimmer neben Deiner Schlafkammer das Bett her; dort laß sie schlafen; Du bist bei der Hand, wenn der guten Frau in der Nacht etwas zustoßen, wenn sie krank werden sollte. Geh, liebe Blanche!" Und als Blanche seiner Aufforderung nachkam, fügte er hinzu: „ich will inzwischen Jeannette nach etwas Stärkendem schicken," und verließ gleichzeitig das Zimmer.

Der König von Frankreich und Navarra hörte seinen Unterthan noch die Treppe hinuntersteigen und rufen: „Jeannette, geh' doch geschwind . . ." mehr konnte er nicht verstehen.

„Ich werde aber," sagte der Erzähler, „Euer Majestät den Schluß dieser gewiß wunderbaren und merkwürdigen Historie erst morgen Abend mittheilen, da es bereits tiefe Nacht geworden und der mächtige Beherrscher von Papataci nunmehr wohl sein großes Haupt zur Ruhe legen muß, damit es morgen zu neuer Weisheit erwache."

„Und Gerechtigkeit!" vervollständigte Fritz.

„Und Gerechtigkeit!" ergänzte Dr. Heiter.

„Ja!" sagte Kakaduhu der Dreiundsiebenzigste. „Wir wollen

Unseren Allerhöchsten Leib niederlegen, obschon Wir sehr gespannt auf das Ende dieser Geschichte sind, bei der Wir durchaus nicht langweilig sind, und gern noch heut erleben möchten, daß, wie Wir voraussetzen, die Blanche endlich bei Ludwig XIV. Unterricht in den Naturwissenschaften nimmt. Doch es ist Zeit, Meiner hohen Gemahlin sind schon verschiedene Augen zugefallen und Wir Selbst haben schon mehrere Male Schlummer zu Neigungen gehabt. Gesegnete Mahlzeit!"

Ludwig XIV., fuhr der Erzähler am nächsten Abend fort, fand wenig Zeit, sich seiner fieberhaften Aufregung zu überlassen, den ritterlichen Gedanken seiner kühnsten Erwartungen allergnädigst Audienz zu geben. Kaum hatte er noch die Dichtung der Intrigue zu Stande gebracht, welche seine Ankunft in diesem Hause glaubhaft machen sollte — oder vielmehr die Ankunft der „guten Frau" welche er vorstellte — als Vater Rosier und bald darauf auch seine Blanche wieder in's Zimmer traten.

„Ich bin Ihnen noch die Geschichte meiner Verfolgung schuldig," sagte Ludwig mit möglichst weiblicher Stimme.

„Nicht doch, gute Frau" entgegnete Rosier, indem er derselben heimlich einen mahnenden Wink gab, die Unschuld seines zarten Kindes zu berücksichtigen. „Das hat Zeit bis morgen früh; Ihr habt Euch ja kaum erholt; die Geschichte Eures Leidens würde Eure schwachen Nerven nur wieder in gefährliche Aufregung bringen. Decke den Tisch, liebe Blanche, und lege vor, was unsere kleine Speisekammer bietet. Jeannette muß bald mit dem Wein . . . . aber was starrst Du denn die gute Frau so an?

„Mir ist, als hätte ich sie schon einmal gesehen," antwortete Blanche und bewegte langsam das Lockenköpfchen.

„Und warum nicht?" sagte Rosier. „Wenn man spazieren geht, Du Närrchen, sieht man viele Gesichter, und eines oder das andere davon bleibt uns im Gedächtniß. Geh', decke den Tisch."

Ludwig der Vierzehnte hatte sein Gesicht von Blanche abgewendet. „Ich kann nichts genießen,“ seufzte die gute Frau.

„Doch . . . die Hausthür knarrt, Jeannette kommt . . . ein Glas Wein mindestens müßt Ihr nehmen. Ihr werdet der Stärkung bedürfen, glaubt mir! Eure Geschichte spart bis morgen!“ sagte er leiser, als Blanche im Nebenzimmer beschäftigt war. „Fast kann ich sie mir denken. Gute Geschichten hört man gar nicht mehr, und die vielen bösen Geschichten haben einerlei Färbung, seitdem die Laster des Hofes das schöne Frankreich vergiften, seitdem ein König darum der „Große“ genannt wird, weil er ein talentvoller Komödiant, weil er ein aufgeblasener Narr ist, der sich einbildet, er repräsentire die Macht Gottes und sei die Wissenschaft, die Kunst, der Handel, die Geschicklichkeit, die Arbeit und dabei die einzige Gewalt und Bedeutung Frankreichs. Seitdem der niedere und vornehme Pöbel einen lüderlichen Tyrannen bejubelt und beklatscht, der den Fleiß und die Schätze des französischen Volkes vergeudet, verpraßt, das französische Volk dafür mit Füßen tritt, und mit den gestohlenen Menschenrechten die Ohrkissen seiner Maitressen polstert!“

Blanche kam mit einer weißen Serviette. Vater Rosier ging hinaus, um der Magd den Wein abzunehmen und kehrte bald heiteren Gesichts zurück. „So, nun ein Gläschen Stärkung und dann zur Ruhe. Blanche, mein lieber Engel, wünsche der guten Frau eine gute Nacht. Jeannette wartet schon draußen, um Dir beim Auskleiden behilflich zu sein. Wenn Ihr der Magd bedürft“ . . . wandte er sich an den König.

„O nein!“ unterbrach ihn dieser und erwiederte dann die Gutenacht der schönen Blanche, die ihren Vater umschlang, ihm einen langen herzlichen Kuß gab, noch ein Mal der guten Frau, der Verfolgten, freundlich zunickte und dann zum Zimmer hinausschritt, falls man den Elfengang des Mädchens mit diesem plumpen Worte bezeichnen darf. Der König von Frankreich und Navarra

dessen Augen zornflammten, in dessen wirrdenkendem Kopfe die beiden Worte „Empörer Rosier“ und „Bastille“ in sehr nahe Berührung kamen, mußte doch zwischen diesen grauen Gedankenbildern der lichten Blumengestalt Blanches Raum geben und sich gestehen, noch niemals in seinem ganzen Leben so viel Anmuth und Grazie, niemals solch ein Wesen gesehen zu haben, welches mehr irdischen und französischen Reiz als die griechische Göttin der Schönheit und der Liebe hatte; das man, wie Ludwig charakterisirte, nur „Fee Jugend“ nennen durfte.

Rosier hatte eingeschenkt, sein Glas ergriffen und nöthigte die gute Frau zum Anstoßen. „Auf Euere Besserung, auf Euere vollständige Genesung, auf Euere Rettung!“ rief er. „So, und nun schlaft wohl. Dort ist Euer Bett; daneben ist das Schlafzimmer meiner Tochter. Wenn Ihr Etwas begehrt, ruft oder geht hinein, man wird Euch zu Diensten sein. Gute Nacht!“

Der König war allein. Er warf die bänderreiche Haube ab; er lüftete seine Frauenkleider; ihm war heiß, er glühte im Zorn gegen Rosier, im leidenschaftlichen Eifer, dessen Tochter Unterricht in den Naturwissenschaften zu ertheilen. Drohend die Faust gegen die Thür richtend, durch welche Rosier gegangen war, und gleich darauf der Thür zu Blanches Schlafzimmer, welche er durch sein ihm angewiesenes, geöffnetes Kabinet sehen konnte, einen Kußfinger zuwerfend, sagte er: „In die Bastille mit Dir! Doch nein, wenn es mir gelingt, begnüge ich mich mit der Strafe, die Dich vielleicht elend, mich selig macht!“

Er ging zum Tische und stürzte noch ein Glas Wein hinunter. Je ruhiger es draußen wurde, je unruhiger in ihm. Er hörte auf Alles. Alles brachte er in Bezug auf sein Abenteuer. Die Thurmuhr schlug Eilf. Eine Karosse hielt in der Nähe. Er hörte ein frommes Lied. So eben, glaubte er zu vernehmen, wurde die Hausthür unten geschlossen. Es wurden noch Zimmerthüren auf und zu gemacht. Nun waren wohl alle Hausbewohner

zu Bett; nun war der erwartete Augenblick nahe. Der König gestand sich, daß sein Muth gerade nicht gewachsen sei. Dennoch war er in sein Kabinet getreten und leise bis an . . . was war das? Die Thür zum Schlafzimmer der reizenden Blanche stand ein wenig geöffnet.

Der König von Frankreich und Navarra hielt den Athem an, und blickte durch die Spalte. Aber er konnte wenig mehr als den schwachen flackernden Schein eines Nachtlichtes und den bunten Vorhang eines Bettes bemerken. Dagegen glaubte er ein Geräusch gehört zu haben, wie wenn Jemand Kleider fallen läßt. Ludwigs Gesicht brannte; er war außer sich, war kaum noch der — Staat."

„Engel" flüsterte er durch die Thürspalte, so leise, als fürchtete er, es könnte gehört werden. „Engel, sind Sie noch wach."

„Nur näher!" rief eine zarte Stimme.

Der König bebte. Nun galt es, das tollkühne Unternehmen zu Ende zu führen, was auch entstehen möge. Langsam öffnete er die Thür und erblickte . . . die Königin von Frankreich, seine Gemahlin.

„Ah, das heißt auf überraschende und pikante Weise ein königliches Wort halten!" sagte laut und lachend Maria Theresia. „Fern vom Louvre, in dem Hause eines Ihrer Unterthanen mir die versprochene Vorlesung über Optik zu halten! Und in diesem Anzuge, in weiblichen Kleidern, lachte die Königin weiter. Das ist in der That ein vortrefflicher Einfall!"

„Schon hier?" fragte der König gedehnt, der sich zu fassen suchte. „Gewiß!" antwortete die Königin heiter, indem sie zwei Lichter ansteckte. Herr Rosier, der früher Apotheker war und ein Buch „die Natur" geschrieben hat, ist der Verwandte der alten Kammerfrau Henriette Bellier. Als Sie nun, Dieu-donné — der Sie Sich, um Ihr Volk kennen zu lernen und etwaigen Regierungsmängeln und Unsittlichkeiten abhelfen zu können, in Frauenkleider gesteckt hatten, aber Ihrer Schönheit wegen verfolgt

wurden — sich in dies Haus retteten, gab Herr Rosier sofort seiner Verwandten und durch diese mir, der Königin, Kunde von Ihrem Aufenthalt. Ich zweifelte nicht und zweifle noch nicht, daß Herr Rosier nur nach Ihrem Allerhöchsten Befehl gehandelt hat, und bin nun hier, um mir von meinem geliebten Ludwig die versprochene Vorlesung über Optik halten zu lassen. Um 3 Uhr wird mich Henriette Bellier hier abholen und Chamarante seinen Herrn einen für dessen Geschlecht und Allerhöchsten Stand passenden Anzug zu Füßen legen."

Was weiter geschah, hat die Weltgeschichte nicht aufgezeichnet. Nur eines Briefes der Königin erwähnt sie noch, welchen Henriette Bellier am nächsten Tage Herrn Rosier überreichte. Derselbe lautet:

„Ihrem bestimmt ausgesprochenen Vorsatz, lieber Herr Rosier, schon morgen Paris zu verlassen, und nach Deutschland überzusiedeln, will ich nicht hindernd entgegentreten. Ich verlange nur, daß Sie Ihrer lieblichen Tochter nicht wehren, das beifolgende kleine Geschenk von 10,000 Franken von mir anzunehmen. Blanche mag es zu ihrer Ausstattung verwenden, wenn sie einem geliebten, und wie ich ihr von ganzem Herzen wünsche, treuen Manne am Altare die Hand reicht. Seien Sie glücklich!

Ihre

Maria Theresia."

Kakaduhu der 73ste hatte schon vor Ende der Erzählung seine Allerhöchsten Augen geschlossen; als der Dr. Ernst Heiter geendet hatte, hörte man seine Majestät laut schnarchen. Die Königin Wiedehopphopp, der es nach den Gesetzen des Landes allein zustand, den Beherrscher, und zwar mittelst einer Pfauenfeder, zu wecken, unternahm diesen Staatsakt. Sie kitzelte ihren Gatten mit der vor ihr liegenden Pfauenfeder unter der Allerhöchsten Nase, worauf Kakaduhu erwachte.

„Wir wollen nun Alle zusammen schlafen gehen. Mentecaptus, helft mir, mich in die Höhe zu richten! Morgen, Doctor, könnt Ihr uns einmal eine Geschichte aus dem grauen Alterthum erzählen. Wenn Wir aber wieder dabei einschlafen, so seid Ihr gewesen!"

Am nächsten Abende, als die erhabene Gesellschaft wieder beisammen war, fing der deutsche Philosoph plötzlich mit außerordentlich lauter Stimme an zu rufen:

„Im Namen Allah's, des Barmherzigen, des Gnadenvollen! Preis sei Allah, dem wohlthuenden Kaiser, dem Schöpfer des Alls, der die sieben Himmel erhöht hat ohne Säulen und die oberste der sieben Erden ausgebreitet wie einen Teppich! Und Segen und Friede über den Herrn der Heilkünder, unsern Herrn und unsern Gebieter Mohammed und die Seinen, Segen und Friede, dauernd und beständig bis zum Tage des Gerichtes im siebenten Himmel des Lichtes!"

„I Gott bewahre," rief Kakaduhu der 73ste, „warum schreit Ihr denn so?"

„Euer Majestät werden verzeihen," antwortete der deutsche Doctor. „Es ist das Sittengesetz der Mohammedaner, alle ihre Bücher und Erzählungen mit der von mir so eben geschrieenen Formel zu beginnen, und da ich ein Deutscher bin und nicht wissen kann, in wieweit zwischen Deutschland und dem Orient befreundete Verhältnisse bestehen und mir daher die Vernachlässigung eines mohammedanischen Sittengesetzes Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, so bin ich lieber so vorsichtig, ein solches Gesetz zu ehren, und eine Erzählung, welche unter Mohammedanern spielt, mit demselben einzuleiten."

„Aha!" bemerkte der mächtige Beherrscher Papataci's weise.

Der Dr. Ernst Heiter erzählte hierauf, wie folgt, die

Geschichte von der schneeweißen Taube und dem Großwesyr.

Sire, es war vor ungefähr Tausend Jahren, als da hinten im Orient, welches ein ziemlich bedeutender Landstrich ist, der weise und mächtige Khalif Harun Al Raschyd herrschte. Eines Tages, als dieser Fürst gerade Beefsteack mit Hindernissen gegessen hatte, kam ihm eine Idee. Diese Idee bestand darin, daß er einige seiner Provinzen bereisen und höchstselbst die Klagen und Wünsche seiner Unterthanen entgegennehmen wollte. Er theilte dem Großwesyr Ebn Mansur Hashid seinen Plan mit, worauf dieser sofort Fünfundsiebenzig Geheimeregierungsräthe in die betreffenden Provinzen schickte und durch diese allenthalben die nöthigen Befehle ertheilen ließ.

Der Khalif Harun Al Raschyd wurde hierauf in jeder Stadt und in jedem Flecken, durch welchen er zog, mit der ausgesuchtesten Feierlichkeit, mit Triumphbogen, Illuminationen und Feuerwerken, üppigen Tänzen und Schmäusen, Kniebeugen, Vivatrufen, Blumenstreuung und überhaupt mit einem alles Ersinnliche und bisher Vorgekommene übertreffenden, an Wahnsinn grenzenden Enthusiasmus empfangen. Und nirgend hörte er Klagen, nirgend wurden ihm Wünsche mitgetheilt, und seine Großen, die keine Minute von seiner geheiligten Person wichen, schwelgten mit ihm vereint in der Wonne über das außerordentliche Glück und den augenscheinlichen Wohlstand, welche die Regierung des Khalifen überall verbreitet hatte.

Nur in der kleinen Stadt Kurbu bemerkte der Khalif von seinem Zelter herab einen alten Mann von ehrwürdigem Aeußern, welcher den allgemeinen Jubel nicht theilte, sondern mit untergeschlagenen Armen an einer Dattelpalme lehnte und mit ernsten Blicken und gefalteter Stirn dem Treiben zusah.

Harun Al Raschyd ritt an ihn heran und fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich heiße Abul Wikburhogu Fazl," antwortete der Greis.

„Warum stehst Du so kalt da wie eine Mumie?" fragte der Khalif weiter. „Warum theilst Du nicht den Enthusiasmus Deiner Mitbürger?"

„Ich werde Dir das niemals vor Zeugen sagen," erwiderte Abul Wikburhogu. „Wenn Du mir vergönnst, Dich in Deinem Palast in Bagdad aufzusuchen, so werde ich Dir mein Geheimniß mittheilen."

Der Fürst schüttelte den Kopf, übergab ihm aber eine Karte:

> Khalif Harun Role Nante Al Raschyd.
> Beherrscher der Gläubigen.
> p. f. v.

mittelst welcher Jedermann und zu jeder Zeit freien Eintritt in den Palast des Khalifen erhielt, und fügte hinzu: „heut über sieben Tage erwarte ich Dich." Hierauf ritt er weiter und grüßte rechts und links das glückliche Volk, das sich mit rauschender, berauschter und berauschender Freude um seinen wiehernden Zelter drängte.

Abul Wikburhogu Fazl hatte einen Sohn, der Kolo Ben Bolo (Trost des Alters) hieß, und so schön war, wie, außer dem Mittheiler dieser merkwürdigen Geschichte, noch niemals Einer über den Teppich der Erde geschritten ist und sich im Spiegel der Gewässer betrachtet hat. Zu diesem wunderschönen Sohne sagte Abul Wikburhogu Fazl: „Kolo Ben Bolo, mache Dich reisefertig und bewahre diese Karte, die uns Eintritt in den Palast des Khalifen verschafft. Sie wird vielleicht in Deinen Händen sicherer sein als in den meinigen. Wir werden noch in dieser Nacht die Reise antreten, denn es sind Fünf Tage von Kurbu bis Bagdad, und wir werden auf Umwegen gehen, denn Allah ist groß und

Mohammed sein Prophet, aber Weshre und Großweshre sind zuweilen Racker, denen nicht zu trauen der Weise sehr wohl thut."

Kolo Ben Bolo hatte sich mit einigen Freunden und Freundinnen vorgenommen, diese Nacht in einem Rebensaftkeller vor dem Thore Kurbu's gemüthlich zuzubringen, allein er liebte seinen Vater viel zu sehr und war ihm zu gehorsam, als daß er sich nicht hätte sofort bereit erklären sollen, ihn auf der Reise nach Bagdad zu begleiten. Er ließ von Gühlendam, einer mohammedanischen Jungfrau, die im Abul-wikburhogu-fazl'schen Hause als Mädchen für Alles diente, einige Karbonaden bereiten, steckte diese nebst einer Flasche alten Madeira's in seine Reisetasche und stellte sich sodann seinem Vater zur Verfügung.

Nachdem die freundliche Sonne sich in ihr goldenes Bett gelegt und die ernste Nacht begonnen hatte ihr Sternenkleid auszubreiten, gingen Beide, Vater und Sohn, durch den langen Garten hinter ihrem Hause nach einem kleinen Flusse, der die Stadt durchschnitt. Hier erwartete sie bereits in einem leichten Boote einer ihrer Diener, der von Abul Wikburhogu Fazl beauftragt war, sie bis an das blaue Thal der grünen Berge zu fahren und dann zurückzukehren. Es wurde kein Wort gesprochen. Als sie aber das grüne Thal erreicht hatten und an's Ufer gestiegen waren, rief der Diener mit einer den beiden Reisenden unbekannten Stimme plötzlich: „Lange herrsche Harun Al Raschyd!" Kaum hatte das Echo die letzte Sylbe wiederholt, so stürzte eine Rotte Räuber aus dem nahen Walde hervor, bemächtigte sich des alten Abul Wikburhogu Fazl und schleppte ihn mit sich fort. Der vermeintliche Diener hatte inzwischen mit einigen der Räuber dem um Hülfe rufenden Jüngling Kolo Ben Bolo an Füßen und Händen gebunden und in einer Felsenspalte niedergelegt. „Wünsche viel Vergnügen!" rief er, ging lachend mit den Andern von dannen und schloß sich dem Zuge der Räuber an.

Der wunderschöne Kolo Ben Bolo lag trostlos da. Nachdem er lange vergebens einen Retter herbeigerufen hatte, dachte er über das Vorgefallene nach und suchte sich den Hergang zu erklären. Der Diener, sagte er zu sich, dem mein Vater befohlen hatte, uns hieher zu fahren, ist noch nicht lange in unserm Hause und sicher ein Verräther. Ich sah gegen Abend dunkle Gestalten an unserm Garten vorüberschleichen, hatte aber um so weniger ein Arg, als ja die ganze Stadt in Bewegung war. Dies müssen die Räuber gewesen sein und an diese unsere Diener das Geheimniß verrathen haben. Er hat sodann demjenigen der Räuber seine Kleider gegeben, der, während die Andern vorauseilten und sich im Walde versteckt hielten, unser Boot hierher führte. Dies schien dem fast eben so klugen wie schönen Kolo Ben Bolo die einzig mögliche Erklärung der wunderbaren und schrecklichen Begebenheit. Dagegen wollte es ihm nicht einleuchten, daß es gewöhnliche Räuber sein könnten, welche einen alten Mann, der wenig Gut bei sich führt, in die Schlinge locken, überfallen und mit sich fortschleppen. Wie aber, sagte er plötzlich zu sich, wie, wenn die Wesyre und Großwesyre, von denen mein Vater sprach, einigen ihrer Sclaven die Ausführung jenes Staatsstreiches befohlen hätten, um seine Audienz beim Khalifen zu verhindern? Das ist sicher die Lösung dieses Geheimnisses, und wenn sie es ist, so sind — Allah sei gelobt! — die Wesyre getäuscht. Denn ich besitze die Karte, welche mich unbehindert zu Harun Al Raschyd führt, und ich werde . . . . . Kolo Ben Bolo hatte bei diesem freudigen Ausrufe vergessen, daß ein langer und starker Strick seine Füße und Hände gebunden hielt; er wollte aufspringen, fiel aber zurück und zerbrach sich den Kopf darüber, auf welche Weise er selbst aus dieser hülflosen Lage und dann durch ihn sein guter Vater zu retten sei.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte plötzlich eine leise aber tiefe Stimme.

Der schöne Kolo Ben Bolo fuhr erschreckt zusammen. Er blickte, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, umher, sah aber trotz des so eben aufgehenden Mondes kein anderes lebendes Wesen als eine schneeweiße Taube, welche sich auf dem Zweige eines nahen Baumes wiegte.

„Sie werden," sprach die schneeweiße Taube, „mit vollem Rechte darüber erstaunt sein, schöner Kolo Ben Bolo, daß ein Vogel die Sprache der Menschen und, ich darf wohl ohne unbescheiden zu sein hinzufügen, in gebildeter Weise spricht. Wenn Sie indeß geneigt wären, die kurze Geschichte meines Lebens anzuhören, so würde Ihnen dies Wunder bald zur natürlichen Erscheinung werden."

Kolo Ben Bolo antwortete dem höflichen Vogel: er werde ein aufmerksamer Zuhörer sein, worauf denn die Taube vom Zweige herab Nachfolgendes erzählte, welches ich dem mächtigen Beherrscher Papataci's, Kakaduhu dem 73sten, als die

Lebensgeschichte der schneeweißen Taube

mittheilen werde.

Ich bin, sprach die Taube, eigentlich ein Mensch so gut wie Sie, verehrter Kolo Ben Bolo, wenn auch weiblichen Geschlechtes und minder schön. Mein Vater war geheimer Schreiber bei dem Großwesyr Ebn Mansur Hashyd, lebte aber mit meiner Mutter in weniger angenehmen Verhältnissen als diese mit dem Großwesyr. Ich war vierzehn Jahre alt, als meine Eltern kurz nacheinander starben und Ebn Mansur Hashyd mich in seinem Hause aufnahm, nicht sowohl, wie ich bald merkte, aus Mitleid für die arme Waise, sondern aus unedlen Absichten mit der eben aufblühenden Jungfrau. Ebenso bemerkte ich, daß der Großwesyr, gegen die Gesetze unserer Religion und unseres Landes handelnd, sich der Magie ergeben hatte und bei einem alten Zauberer Privatstunde nahm. Dieser Zauberer hieß Lochollа Hassan Flukkus und war als Director beim Staats- und Privatschatz des Khalifen

Harun Al Raschyd angestellt. Eines Tages, als ich mit meiner dienenden Begleiterin verschleiert über die Straße ging, bemerkte ich einen holden Jüngling, in den ich mich augenblicklich verliebte. Mein Herz schlug noch höher, als das Feuer seiner Augen, welche sich an meine schlanke Gestalt fesselten, mich eine gleiche Leidenschaft bei ihm vermuthen ließ. Ich verlor, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich, mein duftendes Taschentuch. Er sprang hinzu, hob es auf und fragte, indem er es mir überreichte, leise: „Mit wem habe ich die Ehre, Perle Deines Geschlechtes?" „Ich heiße Roxelane," antwortete ich, „und bin die Pflegetochter des Großwesyrs Ebn Mansur Hashyd. Wenn Sie redliche Absichten haben, holder Jüngling, so harren Sie heute Mitternacht an der Pforte unseres Gartens, die Ihnen meine Vertraute hier öffnen und Sie dann zu mir führen wird." Mit diesen Worten entfernte ich mich schnell, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf uns zu richten.

In der nächsten Nacht verlebte ich zugleich die glücklichste und schrecklichste Stunde meines Lebens. Der Geliebte erschien und war, als ich meinen Schleier zurückschlug, dermaßen von meiner Schönheit hingerissen, daß er augenblicklich zu meinen Füßen sank, die Hände zu mir emporstreckte und mich flehentlich bat, die Seinige zu werden. Ach, er kam damit nur meinem heißesten Wunsche entgegen! Nachdem wir nun unsere Liebesschwüre ausgetauscht und einige Früchte genossen hatten, welche meine Vertraute auftrug, theilte er mir seinen Namen und Stand mit. „Ich heiße Ju Fi Fallera," sagte er, „und bin ein berühmter Schriftsteller." Er griff auch sogleich in seinen Busen, nahm ein starkes Taschenbuch aus demselben, und las mir mehrere Dutzend seiner Gedichte vor, welche in einer adeligen Sprache abgefaßt waren und die zärtlichsten Gedanken enthielten.

„Wunder, o Wunder!" unterbrach Kolo Ben Bolo die schneeweiße Taube. Diese ließ sich nicht stören und fuhr also fort:

„Ich wußte damals noch nicht, daß die Eifersucht zu keiner Stunde schläft. Ebn Mansur Hashyd aber war eifersüchtig auf mich und mochte wohl einen seiner Sclaven beauftragt haben, mich heimlich aber fortwährend zu bewachen. Denn während mir mein geliebter Ju Fi Fallera das letzte seiner Gedichte vorlas, hörten wir die Thür meines Vorgemaches öffnen. Ju Fi Fallera sprang sogleich aus dem Fenster, wurde aber von mehreren Soldaten, welche Ebn Mansur Hashid unten im Garten aufgestellt hatte, gepackt. Sein Angstruf „O, Roxelane!“ war der letzte Laut seiner süßen Lippen, der zu mir drang; ich habe ihn niemals wiedergesehen, ihn als Taube überall vergebens und selbst in fernen Ländern gesucht, da ich einst auf der Landstraße, wo ich mir Futter suchte, ein abgerissenes Stück des Moniteurs von Bagdad fand, und zufällig darin die Bekanntmachung las, daß der Schriftsteller Ju Fi Fallera wegen ruhefeindlicher Gedanken in seinen Liebesliedern des Landes verwiesen sei.

Ebn Mansur Hashid trat in mein Zimmer, hörte durch das offene Fenster den Lärm im Garten, sah mich zittern, und stieß mit einer Ruhe, die mir noch heute unbegreiflich ist, seinen Dolch in das Herz meiner Vertrauten, welche sofort ihren edlen Geist aufgab. Dann wendete er sich mit derselben Ruhe zu mir und sagte: „Auch Dich müßte ich tödten, doch Du magst es dem Angedenken an Deine Mutter zuschreiben, wenn ich milder mit Dir verfahre.“ Hierauf zog er einen kurzen, bunten Stab aus dem Busen, beschrieb mit demselben mehrere Kreise und Figuren und rief:

Abra, Babra, Cabra, Dabra!
Fippe, Gippe, Hippe, Kippe!
Labra, Mabra, Nabra, Pabra!
Quippe, Rippe, Sippe, Tippe!
Vabra, Wippe!
Xabra, Zippe!

Kaum hatte er das letzte Wort dieser mir unverständlichen Zauberworte ausgesprochen, so fühlte ich, daß eine Verwandlung

mit mir vorging. „Sei Taube!“ rief Ebn Mansur Hashid, „und ich will nicht Großwesyr sein, wenn Du jemals wieder Mensch wirst!“ Mit diesem Fluche belastet, flog ich, wie Sie, schöner Kolo Ben Bolo, mich jetzt sehen, als schneeweiße Taube zum Fenster hinaus, irre seitdem in der Welt umher, suche meinen Geliebten Ju Fi Fallera, ernähre mich kümmerlich, bin gezwungen, stets in einem und demselben Kleide, das noch dazu nur als Negligee gelten kann, umherzuflattern, und muß mich vor jedem Taubenschlage, vor jedem Raubvogel, vor jedem Fuchs und jeder Katze in Acht nehmen.

Eines nur giebt mir Trost in meiner unglücklichen Lage: die Rache, die ich zuweilen gegen Ebn Mansur Hashid ausüben kann. Meine jungfräuliche Seele, so rein wie meine Federn, kannte dies Gefühl nicht; eines Tages aber saß ich auf dem Grabe meines guten Vaters, als ein Trauerzug sich dem Friedhof näherte und ich aus dem Gesange der Leidtragenden, deren fröhliche Gesichter jedoch nicht mit der Ceremonie übereinstimmten, deutlich vernahm, daß es der Director des Staats- und Privatschatzes des Khalifen, der alte Zauberer Locholla Hassan Flukkus war, den man zur Ruhe bestattete. Da stieg in mir zum ersten Male das Gefühl und der Gedanke der Rache auf. Ich flog zu einer Schaar mir befreundeter Tauben und theilte diesen meinen Plan mit, was mir, da ich bereits im Taubischen große Fortschritte gemacht hatte, sehr leicht wurde. Unter allen diesen Täuberichen und Tauben versteckt, so daß mich der scharfe Blick Ebn Mansur Hashid's nicht herausfinden konnte, umschwärmte ich mehrere Tage lang sein Haus und wartete die gute Gelegenheit ab, bis ich, durch das offene Fenster seines Bureaus fliegend, ihm seinen kleinen Zauberstab entwenden konnte. Ich ließ denselben, da ich die mit ihm zu beschreibenden Figuren nicht kannte, er mir also von keinem Nutzen war, in den nächsten See fallen, jauchzte aber mit meinen Freunden und Freundinnen darüber, daß der Großwesyr, wenn

auch noch im Besitze seiner politischen Macht, doch nun der übernatürlichen beraubt war. Dies wußte ich bestimmt. Denn als ich noch Jungfrau war, hatte ich mich einmal in sein Zauberkabinet geschlichen und dort in einem Buche mit feuerrothen Zeichen und Bildern gelesen, daß Ebn Mansur Hashid nur zum zweiten Grad der Magier gehörte und die Kenntniß zur Anfertigung von Zauberstäben erst im siebenten Grade erlangt würde, also die Arbeit höherer Geister sei. Seine Wuth und Verzweiflung, als er wieder in sein Bureau trat und den Zauberstab vermißte, eine Wuth und Verzweiflung, die je mehr ausartete, je mehr wir sie mit lautem Kichern begleiteten, bestätigte auch die Wahrheit dessen, was ich im Zauberbuche erforscht hatte, zur Genüge.

Das Gefühl dieser Rache war so süß gewesen, daß ich mich ihm nun jedes Mal hingab, so oft ich von meinen Streifereien nach Bagdad zurückkehrte. Da das Fenster immer geöffnet war, nachdem er sein Bureau verlassen hatte, so wurde es mir und meinen Taubenfreunden leicht, tausend schalkhafte Streiche auszuführen, welche ihm die größten Verdrießlichkeiten verursachten, ihn zu doppelter und dreifacher Arbeit, zu Widerrufungen und Entschuldigungen nöthigten und zuletzt das Vertrauen des Khalifen zu ihm bedeutend wanken machten. Hatte er eine diplomatische Note vollendet, so fand er sie verunreinigt; hatte er mit Mühe eine lange Rede ausgearbeitet, welche er im Divan halten wollte, und ging hinaus, um sich ankleiden zu lassen, so flogen wir schnell herbei, tauchten unsere Schwänze in's Tintenfaß und fuhren damit so lange über die Rede her, bis kein Wort davon zu lesen blieb, oder doch nur eins, das ihm aus dem schwarzen See heraus nicht eben angenehme Dinge zurief, wie z. B. Verbrecher, Narr, Nichtswürdigkeit, Mörder, schlechte Gesinnung, böser Zauberer, Schande, Betrug u. s. w. Hatte er eine Kostenrechnung eingereicht und seinem Sekretair befohlen, dieselbe, wenn er fort sei, zu expediren, so benutzten wir die Zwischenzeit, die Zahlen so

zu verändern, daß ihm das Finanzamt eine bedeutend geringere Summe zuschickte; hatte er den Befehl erlassen, einen geplagten Bürger, der beim Khalifen Beschwerde über die Regierung geführt hatte oder vielleicht führen möchte, zu verhaften, so änderten wir den Namen und brachten es mehrmals dahin, daß einer der hohen Beamten und Kadi's, oft der beste Freund Ebn Mansur Hashid's, plötzlich in seinem Hause überfallen und ins Gefängniß geschleppt wurde. Zuweilen fand er auf einem Stoß Akten gemeine Schnecken liegen, auf den Akten des Finanzwesens einen Dietrich, auf denen des Unterrichts seinen Lichtschirm, auf den Akten der auswärtigen Politik seine Nachtmütze, und da, wo er seine Feder zu finden gewohnt war, mußte er, von uns dort hingebracht, mitunter eine kurze Sclavenpeitsche liegen sehen. Auch radirten wir in seinen Berichten, strichen ein „nicht" heraus und änderten so lange, bis sie Dinge enthielten, die ihn durch offen dargelegte Albernheit oder Böswilligkeit auf das Furchtbarste compromittirten, und in gleicher Weise verfuhren wir mit Artikeln, die für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und in denen er seine Administration als die beste, gerechteste und weiseste pries. So erinnere ich mich, daß wir ein Mal aus einem solchen Artikel, kurz bevor derselbe nach der Druckerei geschickt wurde, ein „l" weggebracht hatten, und es ein ungeheures Aufsehen im Lande machte, als der Großwesyr von sich selbst und den andern Wesyren sagte, daß sie zu den stärksten Säuen (statt Säulen) der Ordnung und des Staates gehörten.

Um Ebn Mansur Hashid hier und dort einen Schabernack spielen zu können, sind wir, ich und meine Taubenfreunde, auch dem Triumphzuge des Khalifen gefolgt. Gestern gegen Abend suchten wir zufällig unser Futter in Eurem Garten; dort hörte ich, wie eine der Creaturen des Großwesyrs Euren neuen Diener bestach und dabei zum ersten Male Ihren und Ihres Vaters Namen nannten. Es gelang uns, trotz vielfacher Versuche, nicht,

Euch warnen, doch hoffen wir dafür, Euch retten und die schwarzen Pläne Ebn Mansur Hashid's vereiteln zu können. Bevor ich aber dazu schreite, ersuche ich Sie, verehrter und schöner Kolo Ben Bolo, mir zu sagen, weshalb Sie die Erzählung meiner Lebensgeschichte, die hiermit zu Ende, durch den Ausruf „Wunder, o, Wunder!" unterbrachen."

*
* *

„Darauf sind Wir Allerhöchstselbst sehr neugierig," äußerte der mächtige Kakaduhu der 73ste. „Auch wollen Wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Wir diese Erzählung aus dem grauen Alterthum außerordentlich schön und wunderbar finden und sie Uns besser als Alles aus der gräulichen Gegenwart gefallen hat. Wenn die graue Geschichte aus dem Alterthum so interessant fortläuft und die schneeweiße Taube, was wir durchaus wünschen müssen, wieder ein Mensch wird, so sind Wir nicht abgeneigt, Euch dafür eine Unserer höchsten Gnaden zu verleihen, also Euch entweder die Erlaubniß geben, der Majestät Unserer Königin durchlauchtigsten Fuß küssen zu dürfen, oder Euch eine Pfeife Taback rauchen zu lassen."

Der deutsche Philosoph war von dieser Herablassung Kakaduhu's des 73sten sehr gerührt und fuhr fort:

*
* *

Sire, Kolo Ben Bolo antwortete der schneeweißen Taube: „Ich rief Wunder, o Wunder! mein verehrtes Fräulein, weil ich einen Theil Ihrer Lebensgeschichte bereits kannte, und zwar durch die Mittheilung Ihres Geliebten Ju Fi Fallera, der mein bester Freund ist, unter dem angenommenen Namen Petzmeyer in Kurbu lebt und sich durch Privatstunden auf der Trompete, welche er freilich selbst nicht zur großen Zufriedenheit seiner Nachbarn bläst, anständig ernährt."

Die schneeweiße Taube war über diese unerwartete Nachricht so entzückt, daß sie aufjauchzte, vom Baum herab auf Kolo Ben

Bolo flatterte, ihm die Wangen sanft mit ihren Federn strich und ihm mit ihrem rothen Schnabel mehrere Küsse gab.

Bald darauf flog die Taube nach Kurbu vor die von Kolo Ben Bolo bezeichnete Wohnung Ju Fi Fallera's. Der Morgen brach eben herein, als sie mit ihrem Schnabel ans Fenster klopfte.

„Wer da?" rief Ju Fi Fallera, unwirsch darüber, daß er so früh aus dem Schlafe gestört wurde.

„Oeffne das Fenster, mein geliebter Ju Fi . . . Petzmeyer!" sagte und verbesserte sich die Taube, da sie sich noch rechtzeitig erinnerte, daß der wirkliche Name ihres Geliebten verpönt war.

Ju Fi Fallera, der edle Dichter und Trompetenbläser, war noch halb im Schlafe. Er sah die schneeweiße Taube, hörte seinen Namen und wollte doch wissen, ob wirklich die Taube da draußen gesprochen habe. So raffte er sich denn von seinem Nachtlager auf und war ganz unbekümmert um seine in der That sehr unzureichende Bekleidung, da er nicht wissen konnte, daß solche diesem Thiere gegenüber eine unpassende war. Die schneeweiße Taube schlug auch zuerst ihre Augen nieder, hingerissen jedoch von der Freude, ihren Ju Fi Fallera nach so langer Trennung endlich wiederzusehen, warf sie ihm die feurigsten Blicke zu, rief ihren eigenen und seinen Namen und flog im wirklichen Sinne des Wortes an seinen Hals.

Ju Fi Fallera hätte sie beinahe erdrückt; er war in der größten Verlegenheit und machte die ungeschicktesten Manöver, um seine stürmische Liebe an einem so kleinen Gegenstande, wie die Taube war, auszulassen und zu bethätigen. Endlich faßte er seine Geliebte beim Schlaffittig, hielt sie sich mit beiden Händen vor den Mund und küßte sie auf das Zärtlichste. „Meine Roxelane!" rief er dabei, „ist es denn möglich! Du bist nun in meinen Händen! Du wieder mein! Aber ach! (hier seufzte er ungemein tief und schmerzlich) nur als Taube!"

„Darüber später, mein lieber Ju Fi Fallera," antwortete

Roxelane. „Jetzt mußt Du sogleich mit mir nach dem blauen Thale der grünen Gebirge, Deinen Freund Kolo Ben Bolo zu retten, der dort von Räubern geknebelt liegt. Ich werde Dir die Geschichte unterwegs erzählen. Jetzt zieh' Dich schnell an." Roxelane flatterte nach diesen Worten in ein Nebenzimmer und wartete dort, bis Ju Fi Fallera seine Toilette beendigt hatte.

* * *

„Das ist sehr anständig von der schneeweißen Taube," unterbrach Kakaduhu der 73ste den Erzähler. „Ich hegte schon, besonders wegen meiner Tochter, der hohen Prinzessin, lebhafte Besorgniß, daß die Taube möglicherweise in demselben Zimmer bleiben könnte, in welchem sich der edle Dichter und Trompetenbläser Ju Fi Fallera ankleidete."

Dr. Ernst Heiter verneigte sich und fuhr fort:

* * *

Sire, die Sonne, welche bekanntlich noch heut zu Tage im Orient, wo diese eben so wahre wie wunderreiche Begebenheit spielt, aufgeht, schlug in demselben Moment die Vorhänge ihres rothen Wolkenbettes zurück, als Ju Fi Fallera aus dem Hause trat und den Weg zu Kolo Ben Bolo einschlug. Seine geliebte Roxelane saß ihm auf der Schulter und theilte ihm unterweges alles Nothwendige in Bezug auf das Schicksal seines Freundes, des schönen geknebelten Jünglings, und dessen Vater mit. Später erzählten sich Beide, wie sie gelebt und wie sie sich seit jener glücklichen und doch so unglückseligen Nacht im Hause Ebn Mansur Hashid's einander vergeblich gesucht hatten.

Sie waren schon im blauen Thal, aber noch einige hundert Schritte von der Stelle entfernt, wo Kolo Ben Bolo lag, als Roxelane die Schulter des Geliebten verließ und einem Fluge Tauben entgegenflog, der vom Walde herüberkam. Ju Fi Fallera bemerkte, daß seine Roxelane sogleich von den andern Tauben umringt wurde, und war kaum bei Kolo Ben Bolo angelangt, als

Roxelane sich zu ihnen niederließ und ihnen den Inhalt ihrer Taubenpost verdolmetschte. Ihre Freundinnen waren, von Roxelane dazu beauftragt, den räuberischen Beamten des Großwesyrs unvermerkt in der Luft gefolgt. Abul Wikburhogu Fazl, so berichteten die Tauben, sei mehrere Meilen weit bis an die Küste des persischen Meerbusens geschleppt und dort in ein thurmartiges Gefängniß gesperrt. Helfen hätten sie ihm nicht können. Am Gesims des Thores scheinbar sorglos pickend, sei es ihnen aber aus der Unterhaltung der Wächter klar geworden, daß man bei Abul Wikburhogu Fazl vergebens nach einer Visitenkarte des großen Khalifen Harun Al Raschyd gesucht, und in Folge dieses Umstandes sich sogleich einige Beamte auf den Weg zum Großwesyr gemacht hätten, um diesen von der unangenehmen Thatsache in Kenntniß zu setzen. Ein halbes Dutzend anderer Beamten sei aber bereits wieder auf dem Wege hierher, um die Visitenkarte des Khalifen möglicherweise bei Kolo Ben Bolo vorzufinden und sie ihm abzunehmen. Diesen räuberischen Beamten seien sie, die Tauben, rasch vorangeeilt, nachdem sie noch von den Wächtern erlauscht, daß Abul Wikburhogu Fazl, der auf alle an ihn gerichteten Fragen keine Sylbe Antwort gegeben hatte, wahrscheinlich so lange in dem Thurm festgehalten werden solle, bis ein Schiff käme, das dazu bestimmt sei, ihn weit hinten nach Westen nach der Insel Papataci zu bringen, von welcher er nimmermehr zurückkehren könne.

* * *

Kakaduhu der 73ste geruhte bei diesen Worten die königlichen Augen und den königlichen Mund beträchtlich aufzureißen und dadurch die allerhöchste Verwunderung auszudrücken. „Pa—pa—ta—ci?“ fragte der Beherrscher dieses mächtigen Inselreiches gedehnt.

„Ja, Sire, Papataci,“ antwortete Dr. Ernst Heiter. „Ich habe diesen Namen in den arabischen Urkunden gefunden, aus

denen ich diese Geschichte zusammenstellte, und ihn getreu in mein Gedächtniß aufgenommen, ehe ich noch wußte, daß ich selbst so glücklich sein sollte, an diese erhabene Insel verschlagen zu werden und den weisesten aller Beherrscher des Oceans persönlich kennen zu lernen.“

„Ich hätte,“ rief Kakaduhu, nachdem sich die Verwunderung in seinem Antlitze in den Ausdruck heftigen Zornes umgewandelt, „ich hätte, wenn sie wirklich mit dem — wie heißt er? — Abel Ragout Wickfazl, oder wie sonst, angekommen wären, die räuberischen Beamten des Großweshrs — wie heißt er? — Eber Nasur Mannschit, oder wie sonst, alle miteinander hängen oder köpfen lassen und dem alten Abel Wickfazl Ragout, oder wie er heißt, meinen Orden vom weißen Kakadu mit dem gelben Fleck verliehen! Blitzdonnerhurrahschwerenoth! Schade, daß sie nicht gekommen sind! Aber vielleicht könnten sie noch . . . Mentecaptus, gebt augenblicklich Befehl . . . . . .“

Der deutsche Doctor unterbrach hier Se. Majestät, deren Kopf bereits von der Prinzessin Kürbissside gekrauet wurde, durch die Worte: „Sire, Sie haben in diesem großen Momente, in welchem Allerhöchstsie von einem bewunderungswürdigen Gerechtigkeitsgefühle hingerissen wurden, zu übersehen geruht, daß meine Erzählung im grauen Alterthume spielt, deren Mitgenosse ohne Zweifel einer Ihrer erhabenen Vorfahren war, während Sie selbst wohl mehr der gräulichen Gegenwart angehören.“

„Das ist richtig,“ sagte Kakaduhu der 73ste besänftigt, „und Wir sind von Unserm erhabenen Vorfahren überzeugt, daß, wenn Ihr weiter erzählt, und die Räuber mit dem alten Wickfazl oder Ho Ragout hier noch landen sollten, er ganz eben so wie sie empfinden und Uns Alle hängen oder köpfen lassen wird. Wir wollen aber das Vertrauen bis morgen Nacht haben. Heut' wollen Wir uns schlafen legen, obschon Wir durchaus nicht langweilig bei Eurer Erzählung sind, sondern sehr amüsant.“ Bei

diesen Worten nickte Kakaduhu der 73ste mit dem Kopfe und ließ sich nach seinem Lager bringen.

Am nächsten Abende setzte Dr. Ernst Heiter seine Erzählung aus dem Morgenlande wie folgt fort:

*
* *

Gleich nachdem Roxelane die Mittheilung der Taubenpost beendet hatte, machte sie, wenn auch in freundlicher Weise, ihrem Geliebten Ju Fi Fallera darüber Vorwürfe, daß derselbe noch nicht sein Messer ergriffen und Kolo Ben Bolo's Bande zerschnitten habe. Ju Fi Fallera entschuldigte sich mit seinem Interesse an dem Schicksale des alten Abul Wikburhogu Fazl, zog aber auch jetzt noch kein Messer, sondern bückte sich nieder und löste die Bande Kolo Ben Bolo's mit den Händen. „Denn," sagte er, „der Prophet und Dichter Mirza Fledusi, welcher unter der Regierung des grausamen Vicekönigs Hassan Al Fluko lebte, hat ausgerufen:

> Die Stricke, mit denen sie euch binden, werden sie noch selbst tragen, denn der Arm der Gerechtigkeit ist länger als ihr Leben!

und dieser Ausruf soll uns ein Wink sein zur Rettung Deines Vaters, Kolo Ben Bolo, und zur Bestrafung des Großwesyrs Ebn Mansur Hashid."

Der schöne Jüngling Kolo Ben Bolo sah sich kaum seiner Bande befreit, so raffte er sich auf, griff nach seiner Reisetasche und nahm, da er seit gestern Abend Nichts genossen hatte, zwei Karbonaden und einen auffallend langen Schluck Madeira zu sich. Sodann sprach er sowohl der schneeweißen Taube Roxelane wie dem Dichter und Trompetenbläser Ju Fi Fallera-Petzmeyer den wärmsten Dank für seine Befreiung und für die fernere thätige Theilnahme an seinem und seines Vaters Schicksal aus.

„Bitte sehr!" antworteten die Beiden.

Da die Zeit aber drängte, und die räuberischen Beamten

Ebn Mansur Hashid's bald hier ankommen mußten, so vereinigten sich alle Drei schnell über den zu befolgenden Plan, welchen der große Kakaduhu der 73ste und seine glanzstrahlende Umgebung durch die nachfolgenden Begebenheiten dieser wundersamen Geschichte kennen zu lernen nicht umhin werden können.

Wir sehen in diesem Augenblicke den schönen Kolo Ben Bolo auf das Zärtlichste von der schneeweißen Taube und Ju Fi Fallera Abschied nehmen und unter dem Ausrufe: „Allah mit Euch!" schnell einen Seitenweg des grünen Gebirges einschlagen.

„Allah mit Dir!" erwiderten die Beiden.

Kolo Ben Bolo drehte sich noch ein Mal um und rief: „Uebrigens ist Allah groß!"

„Und Mohammed unter allen Umständen sein Prophet!" schrieen Ju Fi Fallera und die Taube.

Nachdem sie sich durch Ausübung dieser religiösen Sitte vor allem Schaden und Unglück bewahrt zu haben glaubten, drehte sich Kolo Ben Bolo nicht mehr um, Roxelane besprach sich mit den andern Tauben, setzte sich dann auf die Schulter ihres heißgeliebten Dichters und Trompetenbläsers, und dieser schritt munter in den Wald hinein und folgte der Richtung, welche ihm die Tauben angaben.

„Gieb mir einen Kuß, meine angebetete Roxelane," bat er nach einer Weile, indem er seinen Kopf zu ihr umdrehte und den Mund spitzte.

„Nicht doch," antwortete Roxelane verschämt. „Die Tauben da oben sehen es ja, und wir sind noch nicht einmal verlobt!"

„Ei was!" sagte Ju Fi Fallera lachend, „was werden wir uns denn vor den unvernünftigen Vögeln geniren? Geniren sie sich doch niemals vor uns, sondern schnäbeln sich nach Herzenslust, als verstände sich das unter den Wesen Gottes von selbst und bedürfe keiner Entschuldigung." Und bei diesen Worten ergriff Ju Fi Fallera Roxelanen wieder, wie gestern in seinem Zimmer,

beim Schlaffittig, und küßte und streichelte und liebkos'te sie mit einer Gluth und Leidenschaft, die von der aufrichtigsten Neigung für Roxelanen, selbst in ihrer für Beide gleich unangenehmen Gestalt der Verzauberung, Zeugniß ablegte.

Darauf erscholl oben in der Luft ein lautes Gekicher.

Die züchtige Roxelane hätte, wie man im Morgenlande zu sagen pflegt, vor Scham in die Erde sinken mögen; da ihr dies aber unmöglich war, so suchte sie sich ein Versteck an der Brust Ju Fi Fallera's selbst und verbarg sich in demselben.

Die Tauben aber kicherten noch lauter und der lustige Dichter und Trompetenbläser lachte mit ihnen. „Lose Vögel!" rief er hinauf, was aber die Tauben natürlicherweise nicht verstehen konnten.

Plötzlich verstummte das Gekicher oben und es ertönte ein ernstes, ängstliches „Guckerruck!"

„Die Räuber werden zu sehen sein!" rief Ju Fi Fallera, ergriff seine Roxelane und warf sie in die Luft.

Roxelane flog zu den andern Tauben, kehrte bald zurück und sagte zitternd: „Meine Freundinnen haben, verführt durch Deine Liebesscherze, nicht so genau Acht gegeben, als sie sollten. Die sechs räuberischen Beamten Ebn Mansur Hashid's traten so eben aus einer dichtbewachsenen Schlucht heraus und sind uns bereits so nahe, daß Du, ohne ihr Mißtrauen zu erregen, Dich nicht mehr von diesem Wege entfernen darfst."

„Gut, gut!" erwiederte Ju Fi Fallera, „verbirg Du Dich nur, geliebte Roxelane, unter den Tamarinden und Palmen, oder fliege wieder hinauf zu Deinen Freundinnen. Aengstige Dich meinetwegen nicht. Es wird mich Keiner mehr von diesen Beamten kennen, obwohl sie mich früher oft gesehen haben mögen. Ich habe Bart und Kleidung verändert und werde ihnen zum Ueberfluß eine Fratze schneiden, daß sie eher einen albernen Ackers-

knecht, als den weiland Dichter Ju Fi Fallera und jetzigen Trompetenbläser Petzmeyer in mir erkennen sollen."

Er brachte nach diesen Worten seine Kleider in Unordnung, warf sich auf den Boden, wälzte sich da umher, sprang dann wieder auf, nahm einen alten Baumast in die Hand und schritt, sich ein Liedchen pfeifend, munter den Beamten Ebn Mansur Hashid's entgegen.

Jetzt waren sie da. Roxelane saß zitternd auf einem nahen Baume.

Ju Fi Fallera grüßte in der schlichtesten Art. Man dankte ihm kalt. Ju Fi Fallera war vorüber.

„Heda!" rief einer der Beamten. Heda! Kommt Ihr nicht vom blauen Thale her?"

„Ja wohl, Herr!"

„Habt Ihr da nicht einen geknebelten Jüngling liegen sehen?"

„Ja wohl, Herr!" antwortete Ju Fi Fallera, der bereits von allen Seiten umringt war. „Aber nicht lange, nur etwa so viel Zeit, wie man braucht, unsere fünf Gebete zu sprechen, oder einen guten Freund durchzuprügeln. Ich kam von Purleburle her, von dem die Herren wohl wissen werden, daß es neun Tage jenseits Bagdad liegt und ein Ort ist, wo fleißige Menschen wohnen und der Prophet gern Quartier nehmen würde. Wie ich nun an's Ende des blauen Thales komme, sehe ich einen schmuckgekleideten Reiter vom Pferde springen und seinen Dolch ziehen. Nicht weit davon, scheint's mir, wälzt sich ein Mensch im Grase. Hollah, denk' ich, was soll's? und will schon zuspringen. Aber da gewahre ich, daß der Liegende, wahrscheinlich von spitzbübischen Schurken, die Gott verdammen möge! geknebelt war, und der Reiter seinen Dolch nur dazu benutzte, die Stricke durchzuschneiden. Dann nöthigte der Reiter den Befreiten, der mir ein schöner Jüngling zu sein schien, auf sein Pferd und ging neben ihm her."

„Und wohin sind sie?“ fragten die Beamten Ebn Mansur Hashid's begierig.

„Nach Kurbu zu! Doch, ich habe keine Zeit mehr, muß heute noch nach Schirack, einem Dorfe, wo ich ebenfalls ein halbes Dutzend Esel zu stehen habe, wie in Purleburle, und mal zusehen will, ob ich sie gut verkaufen kann. Lebt wohl und Allah belohne Eure Thaten!“ rief Ju Fi Fallera, fügte, vor sich hinmurmelnd „mit dem Galgen!“ hinzu und schritt weiter.

„Schnell nach Kurbu!“ riefen die Beamten.

„Das Gesicht ist mir bekannt,“ sagte Einer, indem er sich zu besinnen schien. „War es nicht der wegen seiner Liebeslieder landesverwiesene ......“ In diesem Augenblicke wurde aber seine Rede von Roxelanen unterbrochen, welche an ihm vorüber- und dabei mit solcher Kraft gegen seine Nase flog, daß er vor Schmerz und Schreck zurückprallte und erst wieder zu sich kam, als Ju Fi Fallera längst im Walde verschwunden war. Roxelane hatte ihren Geliebten sogleich von der ihn bedrohenden Gefahr unterrichtet und ihm, wie man im Orient zu sagen pflegt, Beine gemacht.

Bevor die Tauben und Ju Fi Fallera die Meeresküste erreicht hatten, schrieb Letzterer auf einen Zettel folgende Worte:

> Edler Abul Wikburhogu Fazl, bereite Dich auf Deine Flucht vor. Halte das Fenster Deines Kerkers ein wenig geöffnet. Sobald der Abend hereinbricht, wird Dir ein Strick zugestellt werden, an welchem Du Dich, sobald Du die Worte hörst „Wo die Niedertracht herrscht, muß die Tugend gerettet werden“, ohne Besorgniß, Deinen Wächtern in die Hände zu fallen, herablassen kannst.
>
> Freunde Kolo Ben Bolo's.

Diesen Zettel nahm, von Roxelane instruirt, eine der listigsten Tauben in den Schnabel und flog damit nach dem Thurme, in welchem Abul Wikburhogu Fazl gefangen gehalten wurde. Bald saß sie auf dem Fenstergesimse, pickte erst eine Weile an dem Kalk

4*

und dann, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Wächter sie nicht beobachteten, so lange gegen die Scheibe, bis des Gefangenen Aufmerksamkeit erregt war. Dann legte sie den Zettel hin, flog auf einen nahen Baum und wartete dort so lange, bis ihr Auftrag erfüllt war, sie Roxelanen wieder entgegenfliegen und ihr die Nachricht bringen konnte, daß der Gefangene den Zettel gesehen, leise das Fenster geöffnet, den Inhalt ihrer Post gelesen, zwar verwundert den Kopf geschüttelt, ihr aber zuletzt freundlich zugenickt habe.

Die Sonne war eben im Untergehen, als Ju Fi Fallera, der sich so unkenntlich wie möglich gemacht hatte, an dem Meerbusen und beim Thurm anlangte.

„Ihr Herren," redete er die Wächter an, „könnt Ihr mir nicht nachweisen, wo ich ein Nachtlager für mich und meine berühmte Taube finde?"

„Wenn Ihr eines ehrlichen Mannes Sohn seid," lautete die Antwort, „so wird Euch da drüben der Schließer des Gefängnisses nicht von seiner Thür weisen."

„Mein Vater war kein Spitzbube wie Ihr .... vorauszusetzen scheint," versetzte Ju Fi Fallera. „Er lebte in der Furcht des Propheten, liegt auf geweihter Stätte, und hat mir seine Tugenden und die berühmte Taube hinterlassen, die mich ernährt. Gehabt Euch wohl!"

„Was ist denn das für eine berühmte Taube, von der Ihr sprecht?" fragte einer der Wächter, als Ju Fi Fallera so that, als wenn er keine Zeit zu versäumen hätte, in die ihm bezeichnete Hütte zu kommen.

„Habt Ihr noch nicht von der berühmten Taube Burlebuckbuck gehört?" antwortete Ju Fi Fallera, indem er sich wieder zu den Wächtern wendete und sich so vor den runden Thurm stellte, daß, wenn sie näher treten wollten, sie dem Fenster des Gefängnisses Abul Wikburhogu Fazl's den Rücken zukehren mußten.

„Diese hier!“ fuhr er fort, griff in den Busen und holte seine geliebte Roxelane hervor. „Sie ist klüger als Eurer Väter Söhne.“

„Oho!“ riefen die Wächter, traten näher und lachten. „Klüger als unsrer Väter Söhne? Eine Taube?“

„Eine ganz natürliche Taube! Seht sie Euch an!“

Die Wächter traten dicht an Ju Fi Fallera heran. „Beim Barte des Propheten!“ rief der Eine, „eine ganz gemeine Taube, schneeweiß, wie es Tausende giebt. Und was kann sie denn für Kunststücke?“

„O,“ antwortete Ju Fi Fallera, „sie hat Fähigkeiten und macht Dinge, über welche Ihr binnen Kurzem vor Erstaunen außer Euch sein werdet.“

In diesem Augenblicke flogen zwei Tauben, die in ihren Schnäbeln den Strick trugen, mit welchem Kolo Ben Bolo gestern Nacht an Füßen und Händen gebunden wurde, durch das geöffnete Fenster zu Abul Wikburhogu Fazl.

„Unterhaltet Euch mit ihr,“ fuhr Ju Fi Fallera fort. „Legt ihr Fragen vor. Sie wird Euch Antworten geben, so klug wie die Gesänge unserer Dichter.“

„Antworten?“ riefen die Wächter verwundert. „Sie kann doch nicht sprechen?“

„Versucht's!“

„Nun, so sprich einmal, mein Täubchen Burlebuckbuck,“ fing lachend der Eine an.

„Wollt Ihr gute Sprüche hören?“ fragte Roxelane und fuhr, während die Wächter vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammenschlugen, also fort: „Ich glaube, Ihr könnt sie gebrauchen und thätet wohl, sie auf das Pergament hinter Euern Ohren zu schreiben. Gebt Acht!

Wer keine Maulschelle genießen will, gebe seinem Mitmenschen keinen Backenstreich.

Die kleinen Launen großer Herren sind oft die großen Leiden der kleinen Leute.

Nur immer conservativ! sagte die Made im Käse und fraß sich satt.

Es ist leichter, einem Maulthier die Flöte blasen lehren, als einem Großwesyr die Wahrheit zu geigen.

Wo die Niedertracht herrscht, muß die Tugend gerettet werden.

„Wo die Niedertracht herrscht, muß die Tugend gerettet werden,“ wiederholte Ju Fi Fallera mit lauter Stimme. „Ist das zum Beispiel nicht ein so guter, doppelsinniger Spruch, Ihr Herren, wie er Euer Lebelang nicht in Eurem Kopfe aufkommt?“

„Wahrhaftig,“ rief Einer der Beamten, „das ist ein kluges Thier, und wiewohl Ihr besser thätet, einzusehen, daß ihr Verstand noch bei weitem nicht den eines Beamten des Khalifen Harun Al Raschyd, den Allah segnen möge, erreicht, so ist Eure Taube doch immerhin eines der außerordentlichsten Geschöpfe, die mir je vorgekommen sind. Nehmt Euch nur in Acht, daß sie Euch nicht einmal davon fliegt, denn, wie Ihr selbst sagtet, muß sie Euch ernähren.“

„Davon fliegen?“ wiederholte lachend Ju Fi Fallera, indem er die Taube in die Höhe warf. „Was sagst Du dazu, mein geliebtes und mir sicher ewig treues Burlebuckbuckchen?“

„Albernes Geschwätz!“ sagte Roxelane, flog hoch hinauf und überzeugte sich dabei durch einen Seitenblick von der glücklich ausgeführten Flucht Abul Wikburhogu Fazl's. „Es ist geschehen!“ rief sie hinunter. „Es ist Dir Recht geschehen, Du Tyrann da unten, der Du mich so lange als Deine Sklavin hieltest, mich niemals in die schöne, freie Luft flattern ließest und mich zwangst, Dich mit meinen Kunststücken und meinem Geiste zu ernähren! Ich danke den braven Beamten des Khalifen da unten, daß sie Deine lächerliche Eitelkeit spornten, die sich einbildet, eine Sklavin

könnte lieben, und mich dadurch meine Freiheit erlangen machten. Jetzt sieh zu, Du Thor, wie Du mich wieder kriegst!" Nach diesen Worten flog sie noch höher hinauf.

„Sie scherzt nur!" sagte Ju Fi Fallera gezwungen lächelnd und kleinlaut.

Die drei Beamten aber lachten ihn aus. „Sie scherzt nur!" riefen sie spottend durcheinander. „Ha, ha, ha, ha! Ein allerliebster Scherz, bei dem sie Euch, den Herrn, ebenso grob behandelt, wie wir's von ihr erdulden mußten! Gute Nacht, geistvolle Taube! Gute Nacht, Lebensunterhalt! Oh schaut nur hinauf! man sieht durch die Dunkelheit nur noch einen weißen Schimmer von ihr!"

„Beim Propheten!" rief Ju Fi Fallera und erhob ein Jammergeschrei.

„Lebe wohl, geliebtes und ewig treues Burlebuckbuckchen!" spotteten die Beamten und lachten so herzlich, daß sie sich den Bauch halten mußten.

„Jetzt," rief Einer, „jetzt fliegt sie weiter, dem Walde zu! Sie ist schon lange nicht mehr über uns! Könnt Ihr's sehen?"

„Ja, ja!" lachten die Anderen. „Sie fliegt dem Walde zu! Gute Nacht, Burlebuckbuckchen!"

„Ja, sie fliegt wirklich fort!" jammerte Ju Fi Fallera. „Aber ich will ihr nach! Ich will versuchen, sie durch ihr Lieblingslied wieder zu mir herunterzulocken. Dem wird sie nicht widerstehen. O, mein Burlebuckbuckchen! Wartet nur hier; Ihr sollt's erleben, in spätestens einer halben Stunde kehre ich mit ihr zurück!" Mit diesen Worten eilte Ju Fi Fallera der Richtung zu, welche Roxelane eben genommen hatte.

Die Beamten höhnten ihm nach, riefen ein Mal über das andere: „Burlebuckbuckchen!" und wollten sich ausschütten vor Lachen. Selbst als die halbe Stunde vorüber war, konnten sie sich noch nicht über den herrlichen Spaß zufriedengeben. Sie wiederholten sich die ganze Scene, die sie als eine höchst vergnüg-

liche Unterbrechung ihrer tristen Einsamkeit an diesem abgelegenen Thurme priesen. So verging eine geraume Zeit. Sie hatten bereits ihre Fackeln angesteckt und wollten sich, wie ihnen für die Nacht befohlen war, bei dem Scheine derselben unter dem Fenster Abul Wikburhogu Fazl's lagern, als der Schließer des Gefängnisses kam, um den Gefangenen ein Stück trocknes Brod, ihre Abendspeise, zu bringen. In ihrer heitern Laune ließen sich die mit der außerordentlichen Mission der Gefangennehmung und Bewachung Abul Wikburhogu Fazl's beauftragten Staatsdiener herab, dem Schließer Bericht über den stattgehabten Lärm zu geben. Auch dieser fand die Begebenheit so ergötzlich, daß er lachend die Thür des Thurmes öffnete und sich mit seiner Laterne die alte Treppe zu den Gefängnissen hinaufleuchtete. Als er aber bald darauf aus dem Fenster den außerordentlichen Wächtern die Kunde zurief, daß Abul Wikburhogu Fazl entflohen sei und hier noch der Strick hänge, an welchem er sich herabgelassen, da erfaßte die Beamten ein gewaltiger Schreck. Sie standen sprachlos, mit aufgesperrten Augen und Mund da, und ... wenn sie ihre Augen und ihren Mund nicht wieder zugesperrt haben, so leben sie noch heute.

Auch mit diesem Fortgang der wundersamen morgenländischen Geschichte äußerten sich der mächtige Beherrscher Kakaduhu der 73ste durchaus zufriedengestellt und versicherten dem deutschen Doctor, niemals in Allerhöchstihrem Leben so wenig langweilig gewesen zu sein, als in diesen letztverflossenen Abenden. „Nur Eure letzte Meinung,“ fügte der Herr von Papataci seinem gnädigen Lobe hinzu, „vermögen wir nicht zu theilen. Es ist Uns unmöglich zu glauben, daß die drei außerordentlichen Beamten des Großwesyrs, welche Augen und Mund aufgesperrt hielten, unter irgend welchen Umständen noch *heute* leben könnten.“

„Ich stehe bei dieser Frage,“ antwortete der deutsche Philosoph, „mit Ew. Majestät auf ein und demselben Standpunkt.

Da aber in mehreren von den Zweihundertunddreiundzwanzig arabischen Folianten, welche mir als Quellen zu dieser wahren Geschichte dienten, sich jene Bemerkung gleichlautend vorfand, so war ich der Ansicht, mich nicht unterstehen zu dürfen, sie Eurer Majestät vorzuenthalten. Ich bitte indeß den Beherrscher Papataci's unterthänigst, hierbei huldreichst berücksichtigen zu wollen, daß die Schriftsteller des grauen Alterthums unmöglich eine so hohe Bildung und Weisheit wie die erhabenen Fürsten der gräulichen Gegenwart haben konnten."

„Das ist richtig," bemerkte Kakaduhu der 73ste. „Daran hatte ich nicht gedacht. Jetzt aber: schlafen!"

Am nächsten Abende fuhr, dazu aufgefordert, Dr. Ernst Heiter also fort:

*
* *

Sire, Kolo Ben Bolo hatte am fünften Tage nach seiner Bekanntschaft mit der schneeweißen Taube Bagdad erreicht. Er kehrte hier in dem an der großen Brücke über den Tigris gelegenen Hôtel de Russie ein, welches ich Ew. Majestät als eines der vorzüglichsten Gasthäuser Bagdads empfehlen kann. Nachdem er ein wohlriechendes Bad, Speise und Trank zu sich genommen und hinreichend gebetet hatte, ging Kolo Ben Bolo auf den Bazar und kaufte sich bei einem Morgenländer Itzig, auf dessen Laden die Worte prangten: „Meine Herren Mohammedaner, hier können Sie Geld sparen!" ein außerordentlich reiches und kostbares Gewand. Mit diesem bekleidet, näherte er sich dem Palaste des Khalifen und wartete so lange, bis die Staatsrathssitzung vorüber und der Großweshr nach seinem Hause zurückgekehrt war. Dann trat er an das Portal des Schlosses, zeigte seine Karte:

Khalif Harun Role Nante Al Raschyd.
Beherrscher der Gläubigen.

p. f. v.

vor und begehrte Einlaß, der ihm auch sofort bewilligt wurde. Der Wirkliche Geheime Ober-Hof-Thürsteher Säu Al Gropp Hochwohlgeboren ließ ihn von dem Wirklichen Geheimen Unter-Hof-Thürsteher Duck Di Hassan Wohlgeboren untersuchen, ob er keine Waffe bei sich trage und ihn sodann über mehrere mit großen Diamanten ausgelegte Marmortreppen nach einem Vorzimmer des Khalifen führen. Hier wurde Kolo Ben Bolo dem Wirklichen Geheimen Khalifenzimmeröffner zweiter Klasse Male Pu Pore Hochwohlgeboren übergeben, der ihm das „Kabinet des Harrens" öffnete und sich mit der Bemerkung zurückzog, daß Kolo Ben Bolo höchstens zwei Stunden auf die Ankunft des Vice-Präsidenten des gesammten Khalifischen Zimmeröffnungsthums, Hulei Schnodder Al Teckel Hochgeboren, zu warten habe, der ihm sodann den Wirklichen Ober-Präsidenten des gesammten Khalifischen Zimmeröffnungsthums und Geheimen Rathgeber erster Klasse Nafiz Ebn Hantuf Höchstgeboren vorstellen würde, welcher seinerseits immer geneigt wäre, ihm eine bis zwei Stunden Zeit zur Vorbereitung auf die unschätzbare Ehre und den unaussprechlichen Genuß des persönlichen Sichniederwerfens zu den Füßen des erhabenen Khalifen Harun Al Raschyd zu schenken.

Der schöne Jüngling Kolo Ben Bolo war in froher Stimmung; er pries Allah, so weit gekommen zu sein, und hegte die sichere Hoffnung, seinen Vater zu retten, im Fall die Befreiung desselben durch die schneeweiße Taube und ihren Geliebten Ju Fi Fallera, den Dichter und Trompetenbläser, mißglückt wäre. Nachdem er durch mehrmalige Betrachtung im Spiegel die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er ohne Scheu vor dem Khalifen erscheinen könne, übte er sich im Zufüßenwerfen, bis er darin eine ausreichende Fertigkeit und Geschicklichkeit erlangt zu haben glaubte, setzte sich sodann auf einen rothsammetnen Divan und las in der auf einem Tische liegenden Khalifischen Staatszeitung. Nach einigen Minuten fiel ihm die Staatszeitung aus der Hand. Durch

das Geräusch aufgeweckt, rief Kolo Ben Bolo, sich die Augen reibend: Allah, ich danke Dir! Wenn mich der Vice-Präsident des gesammten Khalifischen Zimmeröffnungsthums, Hulei Schnodder Al Teckel Hochgeboren, hier schlafend gefunden hätte, so würde mir diese unerhörte Anstandslosigkeit ohnfehlbar den Kopf gekostet haben!

Er legte die Staatszeitung wieder auf den Tisch, ging, um nicht einzuschlafen, leise im Zimmer auf und ab und trat dabei an eines der Fenster, welches ihm nach dem Hofraum und dem Garten des Palastes zu blicken gestattete.

Sehresehrschade (Lilienduft der Keuschheit), die wunderschöne Tochter des Khalifen, kehrte soeben von einer Promenade durch den Garten zurück und wollte mit ihrem verschleierten Gefolge in ihre Gemächer eintreten, als sie den Jüngling Kolo Ben Bolo erblickte, der, wie sich Ew. Majestät huldreichst erinnern wollen, so schön war, wie, außer dem Mittheiler dieser merkwürdigen Geschichte, noch niemals Einer über den Teppich der Erde geschritten ist und sich im Spiegel der Gewässer betrachtet hat. Sehresehrschade fühlte sich sogleich von der glühendsten Leidenschaft für Kolo Ben Bolo ergriffen. Sie stand einen Augenblick still, lehnte sich an den Busen ihrer vertrautesten Sclavin und vermochte nicht auf die Frage, was ihr fehle, eine Antwort zu geben, sondern deutete nur durch einen Wink an, man möge ihretwegen unbesorgt sein und sich ruhig verhalten. Dann schlug sie ihren Schleier zurück, nahm eine Rose von ihrer Brust, benetzte dieselbe mit ihren Rosenknospenlippen und sah dabei Kolo Ben Bolo mit einem Auge an, welches der Hofpoet des Khalifen bei festlichen Gelegenheiten schon mehrmals schwarze Liebessonne genannt hatte, und dessen Strahlen in der That jedes männliche Herz entzücken mußten.

„Mit einem Auge?“ unterbrach Kakaduhu der 73ste den Erzähler. „Wir wollen nicht hoffen, daß die wunderschöne Prinzessin Sehresehrschade nur ein Auge hat; das wäre sehr schade.“

„Trösten sich Ew. Majestät,“ erwiderte Dr. Ernst Heiter, „Sehresehrschade hatte zwei. „Mit einem Auge“ ist nur eine morgenländische Metapher, eine Redeblume, die angewendet wird, um beide Augen einer Schönen bequemer mit der Sonne vergleichen zu können. So viel ich weiß, sagen zum Beispiel ja auch die guten Papatacier, Ew. Majestät treue Unterthanen, im Papataci'schen von Ew. Majestät „man findet stets ein geneigtes Ohr bei ihm,“ und es bedarf bei mir keines Blickes, um überzeugt zu sein, daß Ew. Majestät zwei Ohren und zwar sehr hervorragende haben.

„Wir haben allerdings zwei Ohren,“ lautete die Antwort, „und Wir verstehen nun schon, was Ihr gemeint habt. Fahrt fort!“

Der deutsche Philosoph konnte aber diesem Befehle nicht sogleich gehorsamen. Denn während der Unterredung mit dem mächtigen Kakaduhu dem 73sten hatte er bemerkt, wie die Prinzessin Kürbisside verstohlen eine Rose von ihrer Brust nahm, dieselbe mit ihren Lippen netzte, und ihn, den Erzähler, dabei mit einem Auge ansah, das ein Hofpoet sicher eine blaßgrüne Liebessonne genannt haben würde. Dieser Vorfall zerstreute ihn; er konnte sich nicht augenblicklich sammeln.

„Was ist Euch?“ fragte Kakaduhu.

„Verzeiht, Majestät,“ antwortete Dr. Ernst Heiter, indem er sich die Stirn rieb, „es war mir ein vaterländisches Unglück passirt. Statt meine Gedanken zu beherrschen und dadurch Herr meines Willens, meiner Thaten, meiner selbst zu sein, war ich in Gedanken versunken, hatte also mein Bestes, meine Individualität verloren. Ich stand am Hoffenster des Palastes Harun Al Raschyd's; ich war Kolo Ben Bolo, sah die reizende Prinzessin, mich mit den Strahlen ihrer Augen durchglühend, eine

Rose mit ihren Lippen netzen, also mir einen Kuß durch die Blume geben, und erwiderte diese Huld . . . .“

„Nun, wie?“ fragte Kakaduhu der 73ste wißbegierig.

Ich riß das Fenster auf und rief hinunter: „O Prinzessin, süßer Liliendust der Keuschheit, obgleich ich gegenwärtig hoch über Dir stehe, bist Du doch in Wahrheit so erhaben über mich, daß ich meinen Augen, ohnehin geblendet vom Glanze Deiner Schönheit, nicht trauen darf. Ohne ein zweites Zeichen Deiner Gnade ist es mir unmöglich zu glauben, daß Dein beseligender Gruß mir galt!“

Die Prinzessin Kürbisside, deren rundes Gesicht während dieser Worte wie der aufgehende Vollmond glänzte, hatte heimlich die Rose von ihrem Busen genommen und sie unter den Tisch fallen lassen.

„Hahahaha!“ lachte der mächtige Beherrscher Papataci's. „Was seid Ihr einfältig, deutscher Philosoph! Ihr vergeßt, daß, wenn Ihr der schönen Prinzessin Sehresehrschade Das zugeschrieen hättet, der ganze Palast in Allarm gerathen und Euch Euer Kopf vor die Füße gelegt wäre. Hahahaha! Haha . . . .“

„Ew. Majestät sind so scha . . . . .“

„Still! Laßt Uns auslachen!“ rief Kakaduhu und hielt sich den allerhöchsten Bauch. „Hahahaha! Hahahaha! Mentecaptus, was sagt Ihr zu der Dummheit des deutschen Philosophen? Hahahaha! Nicht wahr, ungeheuer dumm?“

„Sire, ungeheuer dumm!“ bestätigte der Ober-Mandarine.

„Haha! Und lächerlich! So lacht doch, Mentecaptus! Wir finden das überaus lächerlich!“

Der Ober-Mandarine, dem Befehl seines Herrn nachkommend, lachte hierauf im tiefsten Basse. Fritze, der junge Diener Ernst Heiter's, dem es nicht gerathen schien, eine andere Stimmung als die des Beherrschers der Insel Papataci zu offenbaren, lachte hell auf und zwar in der höchsten Tonlage. Aus gleicher

Besorgniß fingen die Königin Wiedehopphopp und die Prinzessin Kürbisside an zu kichern, Dr. Ernst Heiter aber selbst ein so laut schallendes, obligates Gelächter aufzuschlagen, daß König Kakaduhu der 73ste, dem dieses helle Lachen Desjenigen, über dessen Dummheit er und die Andern lachten, den außerordentlichsten Spaß verursachte, sich vor Lachen hin und her warf, dazwischen Au! und O Gott! schrie und endlich, da der deutsche Philosoph sein brüllendes Gelächter in ein und demselben Rhythmus fortsetzte, vom Sessel herabfiel.

Augenblicklich hörte der Lärm auf; Alle sprangen hinzu, um Seine Majestät aufzurichten, ihm den Kopf zu krauen und sich nach dem allerhöchsten Befinden zu erkundigen.

Kakaduhu's Miene war keine verderbendrohende, vielmehr eine entschieden heitere. „Wir sind zwar auf den Kopf gefallen," äußerte er, „haben aber durchaus keinen Schaden gelitten. Es thut Uns Nichts weh, und Wir wollen daher auch nicht, daß Bülletins ausgegeben werden, befehlen vielmehr, Unsere Unterthanen von diesem Vorfalle gar nicht in Kenntniß zu setzen."

Der Ober-Mandarine Mentecaptus verbeugte sich mit gekreuzten Armen.

„Jetzt könnt Ihr," wendete sich Kakaduhu an den Erzähler, „das aussprechen, was Ihr Mir sagen wolltet, als ich über Eure Dummheit an zu lachen fing. Denn Wir haben in der That zuerst über Eure Dummheit mit der Prinzessin Sehrsehrschade gelacht."

„Ew. Majestät sind so scharfsinnig, wollte ich sagen, daß ich Höchstdero Gelächter als eine verdiente Strafe für meine abschweifende Phantasie anzuerkennen habe. Wir werden auch sogleich, wenn es mir vergönnt wird, die Geschichte aus dem grauen Alterthume fortzusetzen, sehen, wie Kolo Ben Bolo nicht meinem, sondern dem erhabenen Gedankengange des Beherrschers von Papataci folgt."

„Wir gestatten Euch die Fortsetzung des grauen Alterthums," sprach Kakaduhu ein wenig zerstreut, da er so eben damit beschäftigt war, sich die Begebenheiten im Palaste des Khalifen ins Gedächtniß zurückzurufen. „Denn wenn Wir auch über Unsere Dummheit lachen mußten, so gestehen Wir doch, daß Euch die Geschichte sehr spannt und wir jede Nacht bedauern, in welcher Wir schlafen und Ihr dadurch auseinander gerissen werdet."

Der deutsche Doctor, welcher keinen zweiten Gruß von der Prinzessin Kürbisside empfangen hatte, fuhr fort:

Sire, Kolo Ben Bolo stand wie versteinert; er glaubte zu träumen; seine Finger hatten sich unwillkührlich, wie zum Gegengrusse, an den Mund gelegt. Er starrte noch nach derselben Stelle hin, wo Sehresehrschade stand, als die Prinzessin längst mit ihrem Gefolge verschwunden war. Was ist Das? fragte er sich. Eine vornehme Dame zeigt plötzlich glühende Liebe für Dich, für Dich, einen armen Jüngling aus Kurbu! Doch nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht sie, Deine Eitelkeit, Du Narr, richtete ihre zauberischen Blicke nach Dir. Es wird einer andern Person an einem andern Fenster des Schlosses gegolten haben.

Kolo Ben Bolo hatte seinen Vater, den Khalifen, alle Zimmeröffnungsbeamten vergessen; sein Blut pochte gewaltig; er war in der höchsten Unruhe. Da öffnete sich leise eine Tapetenthür; eine junge, reizende Sclavin stand vor dem schönen Jüngling. „Allah mit Dir, und Blumen unter Deine Füße!" grüßte sie ihn. „Beflügle Deine Schritte und folge mir, wenn Du nicht gewillt bist, das höchste Glück eines Sterblichen mit Füßen zu treten. Dies ist der Weg, der den weisesten aller Khalifen, den großen Harun Al Raschyd in den Harem führt; ein Seitenweg, den ich mit Dir einschlagen werde, führt aber in die Gemächer seiner Tochter, der Prinzessin Sehresehrschade, an den Thron des

Lilienduftes der Keuschheit. Du hast Gnade gefunden vor diesem Thron, Du wunderlieblicher Jüngling, auf dessen Lippen Mandeln und Rosinen blühen! Darum besinne Dich nicht; lasse nicht die Minuten der Wonne ungenossen fallen in den Sumpf der Entbehrung. Laß Dich treiben durch die Kunde meines Mundes, daß hinter den Tapeten dieses Zimmers die Hasenohren des Verdachtes, die Schlangenzungen des Neides und die Geieraugen der Eifersucht gespitzt sind. Komm!" Sie reichte dem Jüngling ihre kleine weiße Hand. Kolo Ben Bolo folgte ihr.

Die Sclavin vom Lilienduft-Throne der Keuschheit schloß leise die Tapetenthür. „Dieser Gang ist lang und finster," flüsterte sie, „aber fürchte Dich deshalb nicht, Du süßer Mann, denn ich geleite Dich sicher." Bei diesen Worten nahm sie wieder seine Hand, und Kolo Ben Bolo fühlte, daß die ihrige zitterte.

„Ich werde Dir Beweise geben, wie wenig ich irgend eine Furcht kenne," antwortete er, schloß sich aber trotzdem fester an sie an.

„O ich bitte!" flüsterte die Sclavin mit dem lieblichsten Ton ihrer Stimme. „Ihr werdet gewiß nicht glauben, o, schöner Jüngling! daß ich Euch durch meine Worte beleidigen wollte. Nein, bitte! Nein, glaubt es nicht, daß ich Zweifel in Eure Tapferkeit setzte und es für nöthig hielt, Euch, o reizender Mann! Muth einzuflößen. Nein, ach, bitte, bitte!"

Kolo Ben Bolo beruhigte sie.

Ein Geräusch erschreckte Beide. „Um Allah!" flüsterte die Sclavin zitternd, „Tipp-Baba Khosrew, der Generallieutenant der Eunuchen, kommt den Gang herauf! Er ist der böseste aller Staatsbeamten. Werft Euch leise nieder, drückt Euren Körper gegen die Wand und haltet den Athem an. Es handelt sich um unsern Kopf!"

Beide lagen, lang ausgestreckt, hinter einander, in banger Erwartung da.

„Durch alle sieben Himmel verfluche ich diesen niederträchtigen Kerl, den Harun Al Raschyd!“ schimpfte Tipp Baba Khosrew, der sich auf diesem finstern Gange allein glaubte. „Mich, weil ein Brief eines seiner verdammten langweiligen Weiber an ihren Cousin aufgefangen wurde, so vor allen meinen Untergebenen herunterzumachen! Mich, den Generallieutenant der Eunuchen, den mächtigen und allgemein geachteten Tipp Baba Khosrew: „Kürbiskopf,“ „Vater von Eseln,“ „Schweinejunge“ und so weiter zu nennen! Ich werfe mich vor ihm nieder; ich rufe ihn „Allmächtigster, Allerweisester Herrscher“ an, ich nenne ihn „den Stolz und die Tugend der Erdkugel,“ „den Erwählten des Himmels“ und „den leuchtendsten Stern der Geschichte!“ und diese gemeine Schandratze, dieser Kerl, der voll Laster steckt wie eine Kröte voll Gift, und so dumm ist, daß man Granit-Urgebirge mit ihm einrennen kann, schimpft mich, versetzt mir einen Fußtritt und droht mir, mich ins Gefängniß werfen zu lassen, wenn dergleichen noch ein einziges Mal passirte! Es ist schändlich! Ach, könnt' ich Dich, wie ich wollte, Du dreifacher Vater von sechsfachen Eseln!“

Bei diesen Worten ballte Tipp Baba Khosrew seine Fäuste, hieb damit umher und gab noch andere Beweise seiner außerordentlichen Aufgeregtheit. Jetzt trat er in die Nähe des Jünglings und der Sclavin, schimpfte und tobte von Neuem, schlug gegen die Wand, ging jedoch vorüber, ohne die Beiden bemerkt zu haben.

Die Sclavin zitterte am ganzen Leibe; auf Kolo Ben Bolo aber hatte der Monolog des wüthenden Eunuchen-Generals eine so komische Wirkung hervorgebracht, daß er sich bis jetzt nur mit äußerster Anstrengung des Lachens erwehren konnte. Als nun Tipp Baba Khosrew wieder von Neuem anfing, wieder alle die Schmeicheleien und Ehrentitel aufzählte, mit welchen er den Khalifen belegt hatte, und in demselben Athem die schrecklichsten und despektirlichsten Schimpfwörter gegen ihn ausstieß, half Kolo Ben

Bolo'n alles Brustpressen, alles Athemanhalten nichts: er lachte hell auf.

„He, wer da!" rief Tipp Baba Khosrew und zog seinen Dolch.

„Der Bruder dieser Sclavin Ihrer höchsten Hoheit der Prinzessin Sehresehrschade, die Allah segnen möge!" antwortete Kolo Ben Bolo und sprang auf. „Oder, wenn Ihr die volle Wahrheit wissen wollt: der Geliebte dieser Sclavin."

„Und Ihr wagt es, auf Schleichwegen oder mittelst Bestechung in diese geheiligten Räume zu dringen? Die Pest auf Dein Haupt, Verruchter! Rasch mit mir zum Khalifen, damit er sich von meiner Wachsamkeit überzeuge und mir den Befehl gebe, Euch vor dem Schlosse aufhängen zu lassen! Marsch!"

„Sehr gern," versetzte Kolo Ben Bolo. „Ihr bringt mich doch vor denselben Khalifen, der zugleich allmächtigster, allerweisester Herrscher, der Stolz und die Tugend der Erdkugel, der Erwählte des Himmels und so weiter, und dabei ein niederträchtiger Kerl, eine gemeine Schandratze, ein dreifacher Vater von sechsfachen Eseln ist, der so voll Laster steckt, wie eine Kröte voll Gift, und so dumm ist, daß man Granit-Urgebirge mit ihm einrennen kann?"

Der Eunuchen-General ließ bei diesen Worten seinen Dolch fallen und konnte keine Antwort finden.

„Wenn Ihr nicht augenblicklich meinen Geliebten loslaßt," rief die Sclavin, die aufgesprungen war und in sichernder Entfernung von Tipp Baba Khosrew stand, „so laufe ich zu meiner Herrin und verrathe ihr, zur Mittheilung an ihren Vater, die gräulichen Schimpfwörter, welche Ihr gegen den großen Harun Al Raschyd ausgestoßen, und daß Ihr Ihn, den Gesalbten des Propheten, in Gedanken durchgeprügelt habt! Mein Geheimniß für das Eure. Ihr wißt Nichts von mir, Nichts von meinem Geliebten, Nichts von irgend einem fremden Jüngling, der im

Schlosse ist, sonst hängt Ihr dort draußen früher als wir Beide. Fort!“

„Verflucht!“ brummte Tipp Baba Khosrew und knirschte mit den Zähnen. „Sei's denn. Wir haben uns gegenseitig in der Schlinge.“ Darauf kehrte er um und ging seines Weges, wie Kolo Ben Bolo und die Sclavin den ihrigen. Doch halt! sprach der Eunuchen-General für sich. Sie sind Beide des Todes schuldig. Der Khalif wird den Verbrechern keinen Glauben schenken, vielmehr meinem Schwur trauen, daß meine Schimpfwörter Erfindungen ihrer Rache seien. Halt! Nein, nein, besann er sich wieder, es geht doch nicht. Wie könnte denn die Sclavin so schnell die Scene aus dem Harem wissen, aus welchem keine Sylbe geplaudert werden darf, wenn sie nicht mein eigener Mund verrathen hätte? O, ich dreifacher Esel!“

In dem langen, finstern Gange nach dem Harem war es nach wenigen Minuten viel stiller, als in dem Herzen der Prinzessin Sehresehrschade und in dem Gewissen ihrer Sclavin.

* * *

Mächtiger Kakaduhu, der Dichter und Trompetenbläser Ju Fi Fallera und Abul Wikburhogu Fazl hatten sich auf ihrer Flucht mit Hülfe der schneeweißen Taube bald gefunden und vereint ihren Weg nach Bagdad eingeschlagen. Für die erste Nacht fanden sie gastliche Aufnahme in einem Derwischkloster, in welchem dem alten Abul Wikburhogu Fazl ein Freund lebte, der beide Männer auf ihren Wunsch am nächsten Morgen in Derwischkleidung steckte und zum Kloster hinausgeleitete.

Roxelane flog während der Reise hochoben in der Luft hin und her, immer spähend, ob ihren Freunden unten irgend eine Gefahr drohe. Sich ganz diesem Interesse hingebend, hatte sie aber vergessen, wegen ihres eigenen Lebens und Wohles auf der Hut zu sein. Eines Tages stürzte aus der Schlucht eines Berges, von welchem herab man einen reizenden Blick auf den Euphrat

hat, ein Habicht auf sie los und zwar mit einer Schnelligkeit, daß Roxelane an eine Flucht nicht mehr denken konnte.

Die Männer unten, welche ihr mit dem Auge gefolgt waren, zitterten und schrieen, schrieen um so stärker als sie glaubten, den Raubvogel dadurch zu verscheuchen. Vergebens!

Roxelane, als sie fliehend merkte, daß der Habicht bereits seine Krallen nach ihrem jungfräulichen Körper ausstreckte und nach ihrem Blute lechzte, raffte ihren ganzen Muth zusammen. Sie kehrte sich zu ihm um, sah ihm scharf in die gieren Augen und sprach im tiefsten und stärksten Tone, dessen sie mächtig war, und in persischer Sprache: „Was wollen Sie von mir, Sie nichtswürdiger Galgenvogel? Mein Leben? Wissen Sie denn, Sie Mörder und Straßenräuber, daß ich nicht bin, wofür Sie mich halten. Ich bin eine verwunschene Jungfrau, hochfliegender Schurke! Und wenn Ihnen auch am jüngsten Tage, in der Stunde der Rechenschaft, die Tauben vergeben werden, die Sie in Ihrem Magen und auf Ihrem Gewissen haben: eine Jungfrau nicht!"

Der Habicht, von dieser Sprache, deren Klänge er wohl zuweilen von Menschen gehört hatte, auf das Aeußerste überrascht, verlor die Besinnung. Statt die Taube zu packen, überfiel ihn die Angst, von ihr gepackt werden zu können, und so drehte er denn um und flog eiligst davon. Als er sich nach einigen Minuten überlegend sagte, daß es doch immer eine Taube, und er, wie er sich ausdrückte, ein Hanns Sperling gewesen sei, sich einen so angenehmen, fetten Braten entgehen zu lassen, war Roxelane längst bei ihrem Ju Fi Fallera, der sie herzte und küßte, in Sicherheit.

In Bagdad angekommen, verbargen sich die Reisenden, da sie meinten, vor der Rache Ebn Mansur Hashids und den Späheraugen seiner Creaturen nicht genug Vorsicht anwenden zu können, in dem am Ende der Stadt gelegenen Häuschen der früheren Wärterin Roxelanens. Sie fragten sofort, ob Kolo Ben Bolo, wie verabredet, hier eine Nachricht von seiner Audienz bei dem Kha=

lifen niedergelegt habe, erhielten aber von der alten Frau eine verneinende Antwort. Roxelane übernahm es nun, sich nach Kolo Ben Bolo zu erkundigen und, falls ihm ein Unglück begegnet sei, doch die Karte anzuschaffen, mittelst welcher Abul Wikburhogu Fazl in das Schloß gelangen könnte. Sie schnäbelte noch einen Kuß auf die Lippen Ju Fi Fallera's und flog in die Stadt hinein.

Als sie bis an das Palais des Großwesyrs gekommen war, dachte Roxelane: halt, hier ist vielleicht noch etwas Gutes und Vorsichtiges zu thun. Es ist just die Zeit, in welcher Ebn Mansur Hashid von der Arbeit aufsteht, durch das Zimmer seines Sekretairs geht und diesen beauftragt, die im Bureau liegenden Befehle zu paginiren, zu copiren, zu couvertiren und zu expediren. Sie flog in den Garten, an den sich ihre schönsten und unglücklichsten Erinnerungen knüpften, und hatte kaum vom Süßholzbaum vor dem Büreaufenster herab den Großwesyr beobachtet, als dieser die Feder fortwarf, gähnte und sich reckte und dann in das Nebenzimmer ging. Flugs war Roxelane auf dem Schreibtisch. Sie stöberte die Befehle durch und fand dann auch den nachfolgenden:

> „Die Wirkliche Geheime Ober-Hof-Thürsteherschaft wird hierdurch beauftragt, bis zur amtlichen Zurücknahme dieses Befehls selbst diejenigen unbekannten Schloßeintretungslustigen, die mit einer Einlaßkarte des Khalifen versehen sind, anzuhalten, unter militairischer Bedeckung zum Großwesyr führen, und sie nur gegen Vorweisung specieller schriftlicher Erlaubniß des Letzteren in das Schloß eintreten zu lassen.
>
> Ebn Mansur Hashid."

Der scharfsinnige Kakaduhu der 73ste wird keinen Augenblick daran gezweifelt haben, daß dieser Befehl so recht für den Schnabel Roxelanens war. Eiligst flog sie mit demselben davon, ließ ihn in den Schornstein eines der nächsten Häuser fallen und nahm sodann ihren Luftweg nach dem Schlosse. Sie umschweifte dasselbe

zu wiederholten Malen, ohne eine Spur von Kolo Ben Bolo entdecken zu können. Müde und mißmuthig setzte sie sich auf das Beil einer Statue der Gerechtigkeit, welche das Frontispice schmückte. Kaum saß sie dort, so ließ sich neben ihr eine silbergraue Taube nieder, deren persönliche Bekanntschaft Roxelane einst bei einem Ausfluge gemacht und die sie ihres sanften Charakters wegen sehr lieb gewonnen hatte. Die Freundin war hocherfreut, Roxelanen nach langer Trennung wiederzusehen, und erinnerte sich mit lebhafter Dankbarkeit mancher kleinen Freundlichkeiten Roxelanens für sie, und vorzugsweise an zwölf Erbsen, mit denen sie an ihrem Geburtstage von Roxelanen bescheert worden war. Nachdem sie sich nun geschnäbelt hatten, tauschten sie plaudernd ihre Ansichten über das unsichere Wetter, über kleine Erkältungen, Kopfschmerzen und Magenbeschwerden, über manches bedenkliche und geradezu unpassende Verhältniß mehrerer ihnen bekannten Tauben und Täuberiche und über viele andere interessante Dinge aus, und Roxelane fragte sodann ihre Freundin, ob sie sich öfter hier im Palaste des Khalifen aufhalte und was es Neues darin gäbe.

„O,“ kurrte die silbergraue Taube, „etwas ganz Neues giebt es hier, von dem ich nur wünschen will, daß es nicht zu den hohen Ohren des Khalifen komme, etwas Funkelnagelneues, noch nicht Dagewesenes!“ Hierbei lachte sie, daß ihr der Kropf wackelte.

„Nun?“ fragte Roxelane begierig.

„Denke Dir, liebe Freundin,“ kurrte leise, sich vorsichtig umschauend, die silbergraue Taube, „was ich erleben mußte. Du weißt, ich bin nicht neugierig; ich habe mich erst neulich mit einem Vetter von mir, der mir dies Laster zuschreiben wollte, auf das Heftigste erzürnt. Ich bin nicht neugierig, aber ich weiß gern, was bei den Leuten passirt, weil man Manches dabei lernen kann, und darum schaue ich denn auch im Vorüberflattern und von den Dächern und Bäumen herab in alle Fenster. Eine der liebsten

Personen, die ich durch meine Beobachtung auszeichne, ist die Prinzessin Sehresehrschade. Ich folge ihr unbemerkt auf ihren Promenaden; lieber aber noch sitze ich auf den Fenstern vor ihren Gemächern, deren schwerseidene Vorhänge mir immer noch ein Ritzchen zur Beobachtung auflassen. Ich sah die Prinzessin mit ihren Gespielinnen und vertrauten Dienerinnen spinnen und sticken, Kränze winden, Neckereien treiben, tanzen, hörte sie lesen, singen, musiciren und lachen. Seit einiger Zeit aber, bemerkte ich, war Spiel und Tanz mit ihr vorbei, sie saß meist mit aufgelehntem Köpfchen, mit hochklopfendem Busen und tief seufzend, und schloß daher, und richtig, wie sich heut erwiesen hat, daß sich die blühende Jungfrau nach einem zärtlichen Verhältniß sehne, daß sie schnäbeln möchte. Vor wenigen Minuten bin ich wieder auf dem Fenster; fast wäre ich aber vor Ueberraschung in den Hof gestürzt. Denke Dir, Freundin, ich sehe sie am Halse eines Jünglings liegen!"

„Eines schönen Jünglings mit schwarzem Haar?" fragte Roxelane zitternd vor Erwartung.

„Eines wunderschönen Jünglings mit rabenschwarzen Locken!"

„Er ist es!" rief Roxelane. Laß' uns geschwind in den Hof fliegen, zeige mir das Fenster, verlaß mich dann und plaudere Dein gefährliches Geheimniß an keine andere Taube aus. Zur Belohnung dafür theile ich Dir später die ganze Begebenheit bis in's kleinste Detail mit."

* * *

Kakaduhu! Großer Kakaduhu! Größter unter allen 73 Kakaduhuhen! ich brauche meine Erzählung wohl nicht übermäßig durch die Schilderung des Empfanges auszudehnen, dessen sich Kolo Ben Bolo bei der Prinzessin Sehresehrschade erfreute? Denn daß Ihr wißt, was Liebe ist, beweist mir die erhabene Königin Wiedehopphopp, wie die eben so erhabene und reizende Prinzessin Kürbisside.

Sehresehrschade hatte keine Muße, ihre Sclavin über die Ursache ihres ungemein langen Ausbleibens zu befragen; als der Jüngling Kolo Ben Bolo in der ganzen Majestät schöner männlicher Jugend vor ihr stand und sie sein süßes Erschrecken über ihre vollkommene Schönheit wahrnahm, war ihre jungfräuliche Scham überwunden. Sie duldete es nicht, daß er sich zu ihren Füßen niederstürzte; sie schloß ihn in ihre Arme. Ein Augenblick machte zwei Glückliche oder — Unglückliche.

„Ich bin mir sehr wohl bewußt," sagte Sehresehrschade, „wie ich durch dieses Unternehmen Dein Leben, edler Jüngling, wie das meinige auf das Spiel gesetzt habe. Aber gebiete dem Strom, nicht zu fließen, dem Mandelbaum, nicht zu blühen, dem Roß, nicht zu wiehern und der Nachtigall, nicht zu singen: mit gleichem Erfolge wirst Du, Blumenkrone des männlichen Geschlechts, einem in heißer Liebe entbrannten Herzen gebieten, Rücksichten zu nehmen, Bedenken zu tragen. Schulde ich Deinen Tod, Perle der Jünglinge, so verzeihe Deiner Sclavin, die noch den höchsten Werth ihres Lebens darin finden wird, mit Dir vereint das Reich der Schatten zu betreten!"

Nicht weniger glühend waren die Worte Kolo Ben Bolo's, der ihr versicherte, sie auch dann noch, wenn er zum Richtplatz geführt würde, als den Engel seines Daseins zu preisen.

„Der Khalif naht!" rief plötzlich die Vertraute Sehresehrschade's, welche auf dem Corridor Wache hielt. Kolo Ben Bolo wurde im Nebenzimmer versteckt; die Prinzessin ergriff ihr Saiteninstrument und spielte; die Sclavinnen führten graziöse Tänze vor ihr auf.

„Arglos beim arglosen Spiel," sprach der Khalif für sich, nachdem die damastenen Vorhänge des Gemachs vor ihm aufgeschlagen waren und er einen Blick in dasselbe geworfen hatte. „Ich wußte es wohl."

Sehresehrschade legte ihr Instrument bei Seite, ging ihrem

Vater entgegen, verbeugte sich mit gekreuzten Armen und sagte: „Mein allermächtigster Herr und Vater beglückt mich mit seinem Besuche. Hat er Befehle für seine gehorsame Dienerin und Tochter?“

„Nicht doch,“ entgegnete der Khalif, ihre Stirn küssend. „Meine Zimmerthüröffnungsbeamten haben mir gemeldet, daß ein junger Perser das Schloß betreten, aus dem Zimmer des Harrens aber verschwunden sei und sich irgendwo versteckt halten müsse. Der Tod über ihn, wenn er entdeckt wird! Der Harem, in den er auch unmöglich gelangen konnte, ist trotzdem genau durchsucht; vor allen Gemächern des Palastes, in allen Gängen sind Wachen aufgestellt.“

„Hegt der große Khalif von Bagdad gegen die Prinzessin Sehresehrschade Verdacht?“

„Ein anderer Kopf, über dessen Lippen diese Worte kämen, läge schon jetzt zu meinen Füßen!“ antwortete Harun Al Raschyd. „Doch meine väterliche Fürsorge, ob der Verbrecher nicht, im Liebeseinverständnisse mit einer Deiner Sclavinnen, diese heiligen Stätten der Unschuld entweiht hätte, trieb mich zu Dir.“

„Meine Dienerinnen sind so tugendhaft wie ich. Will mein gebietender Herr und Vater seine bärtigen Garden in diese rosenölduftenden Frauengemächer treten und sie durchsuchen und entweihen lassen, so thue er's. Ich bin seine Sclavin.“

„Harun Al Raschyd,“ erwiderte der Khalif ihr zum Abschiede wieder die Stirn küssend, „ist nicht beleidigt durch diesen Stolz seiner Tochter, denn es ist der Stolz der Tugend, der ihr seine Zunge leiht. Kein Fuß eines Sclaven überschreitet diese Schwelle.“

Kaum war der Khalif fort, so wurde das Gemach leise verschlossen und Sehresehrschade flog wieder an das Herz ihres Geliebten. Dann bat sie ihn, ihr die Geschichte seines Lebens zu erzählen; setzte sich zu seinen Füßen, lauschte jedes Wort von seinen süßen Lippen ab, und war auf das Höchste verwundert,

als Kolo Ben Bolo seine Erzählung mit den Begebenheiten schloß, die wir miterlebt haben.

„Beim Propheten, da ist sie!“ rief Kolo Ben Bolo, nach dem Fenster blickend.

„Wer?“ fragte die Prinzessin zitternd.

„Roxelane, die schneeweiße Taube! Sie klopft; sie begehrt Einlaß.“

Auf einen Wink der Prinzessin wurde das Fenster geöffnet. Roxelane flog Sehresehrschaden zu Füßen. Diese aber nahm sie zärtlich auf, streichelte sie und sagte ihr: „Ich bedaure es von ganzem Herzen, mein Fräulein, daß Sie von dem Großwesyr meines erhabenen Vaters verwunschen sind. Möchte Ihnen Allah recht bald Ihre vorige Gestalt wieder geben und Sie die Gattin des Dichters und Trompetenbläsers Ju Fi Fallera werden, der, wie mein Kolo Ben Bolo mir sagt, durch seine vortrefflichen Eigenschaften einigen Anspruch auf das Glück hat, Euch zu besitzen.“ Wollt Ihr eine Tasse Chokolade . . . oder . . . verbesserte sich die Prinzessin, welche in der Taube nur die Pflegetochter Ebn Mansur Hashids sah . . . etwas Mandelmilch?“

Roxelane dankte für Alles.

„So erzählt mir und Eurem Freunde hier, der Euch so viel Dankbarkeit schuldet, gütigst von der Flucht Abul Wikburhogu Fazls, die hoffentlich geglückt ist.“

„Sie ist geglückt. Eure Khalifische Hoheit werden indeß huldreichst verzeihen, wenn ich für jetzt Kolo Ben Bolo bitte, mir die Visitenkarte des Khalifen zu geben, damit ich sie eiligst seinem Vater zustelle und dieser dadurch zu dem Euren gelangt. Es ist die höchste Gefahr im kleinsten Verzuge. In wenigen Minuten bin ich wieder hier, und es wird mir zur hohen Ehre gereichen, Eurer Khalifischen Hoheit dienen und die Rettung und Flucht Abul Wikburhogu Fazls schildern zu dürfen.“

Die Prinzessin Sehresehrschade war noch in vollem Erstaunen

über die gebildete Sprache der schneeweißen Taube, als diese bereits, die Karte im Schnabel haltend, zum Fenster hinausflog. Daß sie in dem Häuschen ihrer ehemaligen Wärterin angelangt, hier noch größeres Erstaunen durch den Bericht über das wunderbare Schicksal Kolo Ben Bolo's mit der Prinzessin Sehresehrschade erregte, wird der mächtige Beherrscher Papatacis selbst ermessen und mir, da die Nacht bereits weit vorgerückt ist, für heute allergnädigst zu schließen gestatten. Morgen werde ich das Glück genießen, Ew. Majestät das Ende dieser überaus wunderbaren Geschichte aus dem grauen Alterthum vorzutragen. Inzwischen bitte ich, in tiefster Demuth ersterbend, den großen Kakaduhu den 73sten, Abul Wikburhogu Fazl, als Derwisch verkleidet, nach dem Palast des Khalifen eilen und mit den Gedanken über eine mögliche Rettung seines Sohnes und der Prinzessin beschäftigt zu sehen.

Kakaduhu, der schon sehr müde war, stand auf und äußerte gähnend: „Wir erfüllen Eure Bitte allerunterthänigst. Wir wollen Uns von jetzt bis morgen Abend den Gedanken vorstellen, wie der Palast, als Derwisch verkleidet, nein, der Fazl, nach dem Khalifen eilt und seinen Sohn mit der Prinzessin beschäftigt sieht.“

Nach dieser Gewährung einer Bitte, deren allerdings nicht ganz richtige Auffassung in den Regierungs-Anstrengungen und Sorgen Kakaduhu's genügende Entschuldigung findet, falls ein Herrscher solcher bedürfte, gingen Erzähler und Zuhörer schlafen.

Am nächsten Abende endigte der deutsche Philosoph seine Erzählung wie folgt:

* * *

Sire, der rothmarmorne Audienzsaal, in welchem die kostbarsten, bunte Gemälde umschließenden Goldrahmen hingen, war geöffnet. Harun Al Raschyd saß auf einem Throne von weißem Sammet, dessen unzählige und unschätzbare Diamanten fast noch mehr Licht verbreiteten als der Thron selbst. Außerdem war der

Audienzsaal noch durch die üppigen Gewänder von Hundert mit gekreuzten Armen dastehenden Wesyren, Kammerherren und Hofbeamten verziert.

„Ich erinnere mich nicht, einem Derwisch eine Audienzkarte gegeben zu haben,“ sprach der Khalif, als sich Abul Wikburhogu Fazl vor ihm niederwarf und den Boden küßte.

„Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete der Vater Kolo Ben Bolo's, sich aufrichtend, „möchte das Licht Deiner Brillanten in Deinen Kopf fallen und Deinem Gedächtnisse nach der kleinen Stadt Kurbu leuchten . . . .“

„Ah, schon recht,“ unterbrach ihn Harun Al Raschyd, „Du bist der Einzige, der bei dem allgemeinen wahnsinnigen Enthusiasmus, mit welchem ich überall empfangen wurde, kalt und ernst blieb. Du willst mir Deine Gründe oder vielmehr Deine Entschuldigung unter vier Augen mittheilen. Daß, wenn sie mir nicht genügt, Dein Kopf fällt, versteht sich von selbst.“ Auf einen Wink des Khalifen entfernten sich sämmtliche Wesyre, Kammerherren und Hofbeamten: der Großwesyr suchte zornglühenden Gesichtes den Ober-Präsidenten der Wirklichen Geheimen Ober-Hof-Thürsteherschaft auf und gerieth mit diesem in einen Wortwechsel, bei welchem mehr als Worte gewechselt wurden.

„Nun sprich!“ befahl Harun Al Raschyd dem alten Mann aus Kurbu.

„Beherrscher der Gläubigen, Du bist auf das Tiefste von Deinem Großwesyr beleidigt. Der Enthusiasmus des Volkes, den Du verdienen würdest, wenn Ebn Mansur Hashid Deiner Weisheit edlen Willen Raum gönnte, ist befohlen und bezahlt. Wie mich selbst, verfolgt und beseitigt er alle Männer, welche Dir die Wahrheit sagen wollen. Die Noth, das Elend, das unterdrückte Recht wird stumm gemacht, wenn es Dich um Hülfe anflehen möchte, und muß jubeln und glücklich thun, sobald Du ihm persönlich nahest.“

„Mann," rief Harun Al Raschyd mit funkelnden Augen und bebenden Lippen, „womit willst Du Deine Anklage beweisen?"

„Ueberzeuge Dich selbst, mächtiger Khalif. Erlasse ein Manifest, in welchem Du, durch Dein Khalifenwort besiegelt, der Noth, dem Elend, dem unterdrückten Recht Gewähr giebst, sich schriftlich frei und offen zu Dir auszusprechen, drohe Deinen Beamten mit der Strafe des Todes, wenn sie die Ausübung dieser Gewähr in irgend einer Weise behindern, und Du wirst in kurzen Tagen erkennen, daß Deine Diener das Land aussaugen und moralisch verpesten; daß es der bleiche Jammer war, der Dich bejubeln mußte, und daß neben dem Berge, den die Klagen über die schlechte Regierung des Staates bilden werden, der Dir dargebrachte Enthusiasmus als eine widerwärtige Ratze dastehen und Dich anstarren wird."

Harun al Raschyd war rasch. Er ließ sofort von Abul Wikburhogu Fazl ein solches Manifest aufsetzen, unterschrieb dasselbe und gab dann Befehl, daß das Manifest in die Regierungszeitung gesetzt und außerdem im ganzen Reiche ausgerufen werde. „Jede Zögerung," rief er, „wird mit dem Galgen bezahlt!"

Nachdem auf einen Wink des Herrschers sämmtliche Wesyre, Kammerherren und Hofbeamten wieder in den rothmarmornen Audienzsaal eingetreten waren und mit gekreuzten Armen einen Kreis um den Thron gebildet hatten, ließ Harun Al Raschyd den Großwesyr vortreten und fragte, indem er ihn scharf beobachtete und auf Abul Wikburhogu Fazl deutete, ob er jenen Derwisch kenne?

Ebn Mansur Hashid stotterte: „Nein, mächtiger Beherrscher der Gläubigen!" entfärbte sich aber dabei.

„Genug!" rief der Khalif und befahl dem Großwesyr, wieder zurückzutreten. „Mann aus Kurbu," fuhr er fort, „ich würde Dich im Augenblicke zu meinem Großwesyr erheben, wenn Deine That mehr bekundete als eine Dreistigkeit und ein Vertrauen auf

meine Seelengröße. Ich hätte gern ein Zeichen Deines wirklichen Muthes, eine große, edle That von Dir. Da sich eine solche aber nicht vorschreiben läßt, so will ich mich aber vorerst damit begnügen, Deinen Verstand, Deinen richtigen Blick in Menschen und Verhältnisse noch näher zu prüfen. Es ist in diesen meinen geheiligten Palast ein fremder Jüngling eingedrungen und hält sich so verborgen, daß alle von mir befohlenen, alle meine eignen Nachforschungen nicht zu seiner Entdeckung geführt haben. Bringst Du mir diesen Jüngling, der hier vor meinen Augen den Tod erdulden soll, nach den Gesetzen erdulden muß, binnen einer halben Stunde, so soll Dir eine Stelle in meinem Rathe werden."

„Ich bin Wachs in den Händen meines Herrn," entgegnete Abul Wikburhogu Fazl, „bitte jedoch den mächtigen Beherrscher der Gläubigen um die Gnade, sich die Zeit meiner Abwesenheit vom Audienzsaal durch jene, aus Indien stammende schneeweiße Taube vertreiben zu lassen, welche draußen am Schlosse hin und herflattert."

„Durch eine Taube?" fragte Harun Al Raschyd, so verwundert wie entrüstet, da er jedoch zu sehen glaubte, daß der Großwesyr Ebn Mansur Hashid, als er seine Blicke nach den Fenstern richtete, leichenblaß wurde, so gab er sofort seine Einwilligung.

Abul Wikburhogu Fazl öffnete das Fenster, rief das liebe Thierchen herein und ersuchte es, dem erhabenen Khalifen, dem sich die schneeweiße Taube bereits zu Füßen gelegt hatte, seine Lebensgeschichte, seine Leiden unter dem ersten Würdenträger des Kaisers von Indien, und die Rettung des alten Tschi-tscha und seines Sohnes Tscha-tschi zu erzählen. Dann drängte er sich durch den Kreis der Hofleute und verließ den Audienzsaal.

Es ist fast unnöthig, für den großen und scharfsinnigen Kakaduhu den 73sten die Bemerkung hinzuzufügen, daß die schneeweiße Taube Niemand anders als Roxelane war; daß Harun Al Raschyd

und seine ganze Umgebung staunten, als sie dieselbe in ihrer Sprache sprechen hörten; daß Roxelane ihre eigene Lebensgeschichte und die Befreiung ihrer Freunde unter fremden Verhältnissen und Namen vortrug, und daß endlich dem Großwesyr Ebn Mansur Hashid große Schweißtropfen von der Stirn herabrollten.

Kaum hatte aber Roxelane ihre Erzählung beendet, so kehrte Abul Wikburhogu Fazl zurück und führte seinen Sohn vor die Füße des Beherrschers der Gläubigen. „Hier," sagte er mit fester Stimme, „ist der Verbrecher, den ich Deiner gerechten Strafe überliefere. Er hat es gewagt, seine Augen zu Deiner eben so erhabenen wie tugendreichen und schönen Tochter, der Prinzessin Sehresehrschade, des Lilienduftes der Keuschheit, aufzuschlagen; sein in heißer Liebe entbranntes Herz betäubte seine Sinne dermaßen, daß er sich in Deinen Palast schlich, in der Nacht den großen Hofhund ermordete und sich in dessen Hütte legte, nur um dieselbe Luft zu athmen, welche die Rosenwangen der Prinzessin umweht."

Harun Al Raschyd sprang empört auf und befahl dem neben ihm stehenden Wirklichen Geheimen Kopfabschläger, seine Schuldigkeit zu thun.

Schon wollte dieser das scharfe Beil aufheben, als ein Schrei der Angst und Verzweiflung ertönte, und die Prinzessin Sehresehrschade bald darauf die Kniee ihres Vaters umschlang. „Beherrscher der Gläubigen," rief sie unter zahllosen Thränen, „Herr und Vater, Du bist getäuscht! Dieser wunderschöne Jüngling ist Kolo Ben Bolo, der Sohn des vom Großwesyr verfolgten Abul Wikburhogu Fazl, den ich, von der heftigsten und ewigsten Liebe für ihn ergriffen, in mein Gemach führen ließ und, selbst auf die Gefahr hin, mein Leben und, was noch mehr ist, sein Leben zu opfern, bis zu dieser Stunde bei mir versteckt hielt."

Harun Al Raschyd hatte sich eben so schnell gefaßt, wie er die Geschichte der schneeweißen Taube in Verbindung mit den Aus-

sprüchen des Mannes von Kurbu brachte und die Thaten desselben durchschaute. „Abul Wikburhogu Fazl," sprach er, „ich weiß in diesem Augenblick noch nicht zu entscheiden, ob Du mehr klug als edel, mehr schlau als muthig bist. Aber ich weiß, daß ich keinen besseren Großwesyr als Dich finden kann, und darum ernenne ich Dich zu solchem und hänge Dir die Diamantenkette Ebn Mansur Hashids um; dieser aber wird noch heut den Galgen draußen zieren, da mich Alles und er selbst überzeugt hat, daß Deine Beschuldigungen, mein neuer Großwesyr, lautere Wahrheit sind. Deinen Sohn . . ."

Hier hielt Harun Al Raschyd inne und war, wie alle Umstehenden, vor Erstaunen ergriffen. Die schneeweiße Taube hatte sich plötzlich in eine blühende Jungfrau verwandelt. Sie küßte den Purpursaum des Khalifen und rief: „Dir, großer Harun Al Raschyd, verdanke ich diese Umwandlung in meine frühere Gestalt. Denn wie ich Dir erzählt, schwur der erste Würdenträger des Kaisers von Indien bei der Verwünschung: „„Und ich will nicht erster Würdenträger sein, wenn Du jemals wieder Mensch wirst!"" Diese Form der Verwünschung ist ein Beweis seiner Stümperhaftigkeit in der Zauberei, und die Geister, die mir wohl wollen, haben sie zu meinem Besten ausgelegt. Du aber, weisheitstrahlender Beherrscher der Gläubigen, bist mein eigentlicher Erlöser!"

Harun Al Raschyd küßte ihre Stirn und gab dann Befehl, ihren Geliebten holen zu lassen.

„Sehresehrschade, meine hoheitstrahlende Tochter," sprach er zu seinem Hofe, „vermählt sich noch heut Abend mit Herrn Kolo Ben Bolo aus Kurbu, den ich hiermit zum Prinzen von Geblüt und zu meinem Thronfolger ernenne."

Kolo Ben Bolo war über diese seltene Auszeichnung so betroffen und verwirrt, daß er zuerst Roxelane, seine schneeweiße Retterin, umarmte und küßte und dann erst seine hohe Braut. Sehresehrschade aber warf sich, weinend vor Wonne, bald an das

Herz ihres Vaters, bald an das des Prinzen von Geblüt, bald an das ihres Schwiegervaters, bald an den Busen Roxelanens. Die Freude der Letzteren wurde noch erhöht, als ihr geliebter Ju Fi Fallera hereintrat, und Harun Al Raschyd den ihm sehr wohl gefallenden, wegen seiner Liebeslieder landesverwiesenen Dichter und späteren Trompetenbläser zum Wesyr der Finanzen ernannte, ihm das erste Würdenband des zu stiftenden schneeweißen Tauben-Ordens versprach und Roxelanen eine Perlenschnur im Werthe von Fünfmalhunderttausend Zechinen schenkte.

Eine Stunde darauf hing Ebn Mansur Hashid am Galgen, den ein Flug kichernder Tauben umschwärmte.

Schon nach Verlauf weniger Tage waren aus der Residenz und aus allen Provinzen des Reiches so viele Klagen der Noth, des Elendes und des unterdrückten Rechtes bei dem neuen Groß-wesyr eingelaufen, daß dieser sie in seinen Bureaus nicht mehr unterbringen konnte und daher nach dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bringen ließ.

Im Schlosse des Khalifen aber, woselbst auch der Finanz-wesyr Ju Fi Fallera und die frühere schneeweiße Taube ihre eheliche Verbindung feierten, herrschte auf endlosen prachtvollen Festen ein so heiteres Glück und eine so glückliche Heiterkeit, wie sie der sich hiermit empfehlende Erzähler der Familie des mächtigen Kakaduhu's des 73sten und außerdem allen guten Menschen bis an ihres Lebens Ende wünscht.

Wahnsinn, Rache und Selbstmord

oder

Amor als Ochse.

Historischer italienischer Opern-Roman in 3 Bänden.

Erster Band.

Es war gegen Ende des Sechszehnten Jahrhunderts, 5 Uhr Nachmittags.

Wild heulte der Sturm um die hochromantische Gegend von Lammermoor in Schottland. Warum, das wußte Niemand.

Gegenüber lag der alte verfallene Thurm von Wolfcrag, wo der schöne Ritter Edgardo hauste, der wegen verstorbener Familien-Verhältnisse in blutiger Fehde mit dem Lord Heinrich Ashton auf Ravenswood lebte. Beide konnten sich nicht sehen, so oft sie es auch nicht vermeiden konnten.

Der Sturm, müde geworden, hatte sich gelegt und heulte nicht mehr.

Lucia von Lammermoor, die Schwester Heinrich Ashtons, welche bis dahin einen schwarzen Spitzenbesatz von einem silbergrauen Marcellinekleide getrennt hatte, trennte sich jetzt persönlich von ihrem Erzieher Raimund, einem Manne von mildem und umgänglichem Charakter, welcher indeß die üble Angewohnheit hatte, fortwährend Baß-Arien zu singen. Er that dies sogar in Augenblicken, wo er nicht recht bei Stimme war, welches sich sehr häufig ereignete, da er seine Stimme schon vor mehreren Jahren in Wiesbaden verloren hatte.

Heute war wieder einer jener Tage, an welchem diesem Erzieher Lucia's — der dieselbe noch immer erzog, trotzdem sie bereits achtundzwanzig Frühlinge und mehrere Frühlinge gar nicht zählte — nicht recht bei Stimme war. Er stand hochaufgerichtet vor Lucien, streckte bald den rechten bald den linken Arm weit von sich und sang ihr eine der längsten Baß-Arien vor, deren man sich in dieser daran nicht armen, romantischen Gegend erinnern konnte.

Lucia unterbrach ihn und eilte hinaus, um das Grab ihrer Mutter zu besuchen, neben welcher schicklicherweise ihr Vater lag. Pinien und Lorbeergebüsche umschatteten Beider Denkmäler.

Plötzlich stürzte Jemand mit wüthendem Gebrüll auf die einsame Lucia los.

Es war ein Ochse.

Lucia, welcher ein Fall, eine Ueberstürzung dieser Art noch nicht vorgekommen war und sie daher im höchsten Grade befremden mußte, wollte eben in Ohnmacht fallen, als ein Schwertstreich das wüthende Unthier zu Boden streckte.

Binnen wenigen Minuten hatte der Ochse seinen Geist aufgegeben.

Lucia von Lammermoor dankte ihm, der sie gerettet hatte, mit thränennassen Augen. Es war einer der schönsten Ritter seines Jahrhunderts in voller prächtiger, aber so unbequemer Rüstung, daß kein Mensch begreifen konnte, warum er sich niemals ohne dieselbe sehen ließ und solche sogar schon Morgens beim Kaffee anhatte.

Die Miß, unsere Heldin, wollte ihrem Danke aus Dankbarkeit Worte verleihen, vermochte es aber nicht, da Amor ihr Herz getroffen hatte. Sie seufzte nur: „O Du, der mir das Leben gerettet, Du stolzer, edler Ritter, stark und muthig, mein Herz gehört Dir für ewig! Mein Herz gehört Dir für ewig! Auf ewig gehört Dir mein Herz! Ach, mein Herz, auf ewig gehört es Dir! Dein ist mein Herz, mein Herz, mein Herz für

ewig Dein! Dir gehöret mein Herz für ewig; für ewig Dir mein Herz gehöret! Könntest jemals mich zu verlassen Du gezwungen werden, ich wünsche mir des Windes ermüdungsfreie Schwingen! Wohin Du möchtest dringen, Dir käm' ich, Trauter, nach. Dir, Seufzer, send' ich wenigstens der Sehnsucht schmerzlich Ach. Das Schicksal trennt vergebenstens die ewig ein'gen Herzen, die Nichts besiegt — in Schmerzen bist Du, geliebter Held, wie einst in Scherzen, mir ewig nah, bist Du mein Alles, meine Welt, mein Alles, meine Welt, mein Alles, meine Welt, mein Alles, meine Welt!" — Mehr vermochte sie nicht zu sagen, so war sie noch von Schreck und Freude überwältigt.

Der schöne Ritter neigte sich über sie und drückte einen langen, heißen Kuß auf die noch unentweihte Stirne des Mädchens. Auch half er ihr, da sie sich beim Ueberfalle des Ochsen sofort den Hauptkamm abgezogen und ihr langes, schwarzes Haar flattern gelassen hatte, dieses Haar wieder in Ordnung bringen und that überhaupt Alles, was er ihr an den liebeglühenden Augen absehen konnte.

Nachdem dies vorüber war, fragten sie sich gegenseitig, mit wem sie die Ehre hätten.

„Mein Name ist Lucia von Lammermoor!"

„Mein Name ist Edgardo von Ravenswood!"

Beide sagten dies, Beide erbebten gleichzeitig.

„Du, Lucia!" — „Du, Edgardo!" — „Du, die Schwester meines schrecklichen Feindes!" — „Du der Feind meiner schrecklichen Familie!"

Beide hatten sich, wie dies öfter in den historischen Romanen dieses Lebens vorkommt, unbegreiflicherweise noch niemals vorher gesehen. Heute thaten sie es zum ersten Male. Ihr Schmerz, daß ihre Liebe grade ein feindliches Herz getroffen, war groß, aber ihre Liebe noch größer und besiegte aus diesem Grunde den Schmerz.

Sie gaben sich den heißen, glühenden Kuß eines auf ewig geflochtenen Herzensbündnisses und verabredeten sich, ihre Liebe bis auf bessere Zeiten geheim zu halten und sich täglich um diese Zeit hier zu treffen.

Dann sangen sie noch schnell ein Duett, damit sie nicht entdeckt würden, und gingen nach Hause.

Einer der schlechtesten, unmoralischsten Menschen, welche jemals den hochromantischen Boden Schottlands betreten hatten, ein Mann, der, das Spiel ausgenommen, jedem Laster fröhnte, ein gewisser Normann, Befehlshaber der Reisigen von Ravenswood, hatte Lucien und Edgardo hinter einem Hollunderbusch, der zu diesem Zwecke dort wuchs, belauscht.

Es war Lucien schon auffallend, daß ihr Erzieher Raimund, als sie heimkehrte, keine Baß-Arie sang.

Aber wie erstaunte sie, wie verlegen wurde sie, wie färbte sich ihre gefärbte Wange hochroth, als der Schützer ihrer früheren Jugend in die Frage ausbrach: „Miß, was haben Sie gethan?"

Lucia sang langsam auf einen Sessel los und in denselben hinein.

Nachdem sie sich einigermaßen erholt hatte, fragte sie Raimund: „Weiß es mein Bruder?"

„Nein, noch nicht. Der Major Normann hat das Geheimniß vorläufig in der Garderobe, wo wir uns trafen, nur mir allein vertraut. Er will schweigen, wenn Sie, Miß., sich bewegen lassen, seinem Freunde, Lord Arthur Buklaw, zum Altare zu folgen."

„Buklaw!" schrie Lucia entsetzt auf. „Niemals! Diesem Lord, der wie ein Schneider aussieht, die Hände nicht zu lassen weiß und fortwährend detonirt? Entsetzlich! niemals, niemals!"

Alles Zureden Raimunds, all seine Mahnungen, daß diese

Liebe niemals zu einem guten Ende führen könne, halfen nichts; Lucia blieb bei ihrer Weigerung, Lord Arthur Buklaw zu heirathen, so hartnäckig, als ob ihr dieselbe vom Schicksale vorgeschrieben gewesen wäre. Endlich ließ sich Herr Raimund von ihren Thränen rühren. Er versprach, Normann, diesen abscheulichen Charakter, durch geschickt erfundene Vorwände hinzuhalten und ging, eine Baß-Arie singend, nach dem Thurme von Wolfcrag hinüber, wo sich Edgardo seit seiner Vertreibung aus Ravenswood aufhielt, um, im Einverständnisse mit Lucien, dem Ritter zum heimlichen Rendez-vous mit seiner Geliebten einen andern Ort als denjenigen vorzuschlagen, an welchem Lucia von einem Ochsen beinahe überfallen, und, im Verein mit Edgardo, von dem Reisigen-Obristen Normann belauscht worden war.

So vergingen Tage, Monde. Die Liebenden sahen sich täglich, und waren hochbeglückt, aber Lucia kehrte dennoch jeden Abend mit der schmerzlichen Ahnung heim, daß Edgardo sie niemals heirathen würde.

Es war grade eines Tages. Lucia harrte ihres Geliebten aus Vorsicht in dem Schloßgarten von Ravenswood, wo ihr Bruder sie jeden Augenblick überraschen konnte. Zum Glück wurde derselbe von seinem Inspicienten zurückgehalten. Aber auch Edgardo kam nicht eher als bis sie, um sich die Ungeduld zu vertreiben, ein langes Lied gesungen und stürmischen Beifall geerntet hatte.

Schwere Wolken lagen auf seiner Stirn, als er in den Garten trat und Lucia ihm entgegenflog. Es hatte sich in dieser Nacht die unbegreifliche Idee seiner bemächtigt, als müsse er noch heute nach Frankreichs naher Küste die Segel seines Schiffes richten, um, in Paris mit König und Ministerium diplomatisch unterhandelnd, das Schicksal Schottlands zu lenken!

Vergebens stellte ihm Lucia vor, daß er keinen Urlaub kriegen würde; auch er mit seiner fraglichen Bildung und seinem beschei-

denen Verstande gar nicht der Mann zu solchen europäischen Unternehmungen sei, und ihr ohnehin zerrissenes Herz die durch Nichts motivirte Trennung schwerlich aushalten würde: Edgardo bestand mit dem größten Eigensinn darauf, nach Frankreich zu schiffen und ließ sich durch Nichts abhalten.

Sie gelobten sich mit heiligen Eiden ewige Treue und ununterbrochene Correspondenz.

Noch ehe das Morgenroth des nächsten Tages dämmerte, stand der schöne schottische Ritter auf dem Verdeck seines Schiffes und winkte mit seinem ächt-ostindischen Taschentuche nach Lammermoor hinüber.

Zweiter Band.

Es war noch immer gegen Ende des Sechszehnten Jahrhunderts. Der Mond schien vortrefflich und machte seinem Schöpfer Ehre. Alles ringsum athmete Romantik. Die mit ewigem Eis bedeckten Felsen ragten im Hintergrunde über einem dichten Urwald hervor, den noch kein menschlicher Fuß betreten hatte.

Ein sanfter Wind säuselte durch das Urlaub.

Hier saß Lucia von Lammermoor in einer Weinlaube aus Fra Diavolo und weinte.

Sie vergoß bittere Thränen, trotzdem sie vor wenigen Stunden, einen Antrag von München erhalten hatte, denn, ach, mit Edgardo von Ravenswood war ja das ganze Glück und die Hoffnung ihres Lebens über See gegangen, hatte sie der Gegenstand all ihrer Wünsche verlassen, um in Frankreich unterhandelnd, das Geschick Schottlands zu lenken! Vergebens mühte sich ihr Kammerfräulein Alisa, welche keine geborene Schottin, sondern aus dem Italienischen übersetzt und hier in Dienst getreten war, ab, sie zu trösten. Nur dem Kapellmeister wurde es möglich, die unglückliche Miß ihrem Schmerzbrüten zu entreißen.

Ihr Bruder Heinrich stand vor ihr.

Wie dieser Ritter zu dem deutschen Namen Heinrich gekommen war, wußte Niemand in Schottland; selbst die ältesten Männer mit nackten Waden und kurzen carrirten Frauenröcken konnten darüber keine Auskunft geben. Dagegen war kein Schotte gegen Ende des Sechszehnten Jahrhunderts darüber im Zweifel, daß dieser Heinrich nichts weniger als ein sanfter, vielmehr einer der rachsüchtigsten, eigensinnigsten und hinterlistigsten Heinriche war, von welchen man bis zu jener Zeit Kunde bekommen hatte.

Unsererseits, trotz des christlich-moralischen Standpunktes, den wir behaupten, weit entfernt, den Erscheinungen dieses historischen Romans mit zelotischer Strenge entgegenzutreten, fühlen uns durch unsere historische Wahrhaftigkeit doch zur Bestätigung dieses Volksurtheils über Heinrich Ashton gezwungen. Wie hatte er gegen seine Schwester gehandelt! Durch Normann in Kenntniß von der Liebe Lucia's gesetzt, unterschlug er im Verein mit diesem alle Briefe Edgardo's und schmiedete einen falschen, welcher für dessen Liebe zu einem anderen Mädchen, für Edgardo's Untreue und Verrath an Lucien, die unumstößlichsten Beweise lieferte! Eine jener gemeinen, niedrigen Handlungsweisen, mit denen selbst der schönste Bariton nicht versöhnen kann!

Diesen falschen, vier Seiten langen Brief reichte Heinrich Ashton seiner Schwester. In Einem Augenblicke hatte sie den langen, unglückseligen Inhalt verschlungen und fiel in Ohnmacht.

Aber selbst diese Criminal-That Heinrichs, sein Drängen und Drohen machten die edle Lucia nicht wanken in der Treue zu Edgardo und in der Weigerung, dem Lord Arthur Buklaw ihre Hand zu reichen.

Sie blieb standhaft, unerschütterlich.

Erst als ihr Erzieher Raimund gemüthlich auf sie loskam, um ihr eine Baß-Arie vorzusingen, gab sie ihre Einwilligung zur Hochzeit, welche, da bereits mehrere Proben stattgefunden hatten, sogleich mit allen Festlichkeiten vor sich ging.

Der große Ahnensaal auf Schloß Ravenswood war brillant erleuchtet und erfüllt mit Reisigen, Edelknaben, und dem höchsten schottischen Adel, der sich in dieser Gegend truppweise aufhält, bald den rechten, bald den linken Arm vor sich hinstreckt, viel zu bescheiden ist, um sich in Familien-Verhältnisse zu mischen und überall, wohin er eingeladen wird, Gesangsvorträge hält, ohne auch nur einen Bissen zu genießen oder Wein zu trinken, selbst wenn ihm dergleichen präsentirt wird.

Daß dieser höchste schottische Adel aber auch keine Notiz von der spanischen Solotänzerin Sennora Kuhlmeyerini nahm, welche die Hochzeit auf Schloß Ravenswood mit ihrer Gegenwart und durch die Ausübung ihrer göttlichen, die Menschenseele erhebenden Kunst beehrte, müssen wir, mindestens dem männlichen Theile desselben, als eine schnöde Unhöflichkeit anrechnen. Der weibliche Theil dürfte eher auf unsere Entschuldigung in Rücksicht auf die Bekleidung der spanischen Tänzerin Anspruch haben, eine Bekleidung, welche allerdings an die geistige Unschuld des Paradieses erinnerte, aber so luftig war, daß zarte Frauen vom bloßen Anschauen derselben sich die gefährlichsten Erkältungen zuziehen konnten.

Lord Arthur Buklaw, der Bräutigam, wurde von Lord Heinrich Ashton seiner Braut zugeführt. Der Erzieher Raimund entfaltete, ohne einen Laut von sich zu geben, den Ehekontrakt. Lucia konnte kaum schreiben — aber sie unterschrieb ihn. Alles war in Ordnung, da .... plötzlich erscheint im Hintergrunde plötzlich Edgardo, der sich plötzlich von Paris nach Ravenswood hatte telegraphiren lassen.

Man kann sich die allgemeine Bestürzung denken. Unsere Feder und die Kräfte der Mitwirkenden sind zu schwach dazu.

Alle Männer griffen nach den Schwertern; alle Damen sahen sich an! Die nächste Folge war ein Sextett, aber schließlich zerrte und schleifte Edgardo seine von ihm für treulos gehaltene Geliebte

dermaßen durch den großen Ahnensaal des Schlosses, daß ihr neues weißes Atlaskleid unten total beschmutzt wurde und sie ihrem Kammerfräulein Alisa und ihrem Erzieher Raimund ohnmächtig in die Arme sang.

Dritter und letzter Band.

Zu den Thränen, welche das Schicksal Lucia's von Lammermoor der schönen Leserin und dem starken Leser entlockt, werden sich noch mehrere gesellen, wenn wir, selbst in tiefster Seele erschüttert, der historischen Treue wegen melden müssen, daß die hochherzige Miß ihren Geist aufgab, noch bevor sie starb.

Zur Mißheirath mit Lord Arthur Buklaw gezwungen, wurde sie in der Brautnacht vor Schreck wahnsinnig, ergriff, in diesem Beginn der Flitterwochen, das Schwert ihres Gatten, stieß ihm dasselbe rücklings durch den liebeglühenden Busen und fragte dann, das blutbefleckte Schwert schwingend, lächelnd den eben eintretenden Erzieher Raimund: „Ha, wo ist mein Bräutigam, sage!“

Raimund, keiner Antwort fähig und in gerechter Besorgniß um sein eignes theures Leben, stürzte aus dem Brautgemach und lief so lange, bis er auf einen Trupp des hohen schottischen Adels stieß, dem er die furchtbare Scene, welche er eben erlebt hatte, händeringend und baßsingend mittheilte, worauf sich die Ritter und Edeldamen gegenseitig ansahen und den rechten Arm ausstreckten.

Die arme Lucia hatte inzwischen den letzten lichten Augenblick ihres Lebens benutzt und war zu einem Friseur gelaufen, um sich das Haar auflösen zu lassen, da sie wußte, daß wahnsinnige Damen sich immer so tragen und niemals anders in Gesellschaft erscheinen.

O, wer beschreibt den Jammer, als sie mit aufgelöstem, flatterndem Haar und starren Augen zu den Rittern kam, welche

so eben vernommen hatten, daß sie abwesend sei! Wer beschreibt diesen Jammer?

Wir wissen Niemand, der es übernimmt und werden es daher selbst thun müssen.

Der hohe schottische Adel war steif vor Entsetzen. Die Herren neigten ihren Kopf, die Damen schüttelten denselben wehmüthig.

Sie wurden aber noch tiefer bewegt, als Lucia, ihr Ohr einer aus der Ferne herüberklingenden Tanzmusik zuwendend, plötzlich die Worte sang: „Edgar, Dich nur liebt' ich und liebe Dich noch! Geliebter Edgar, ja ich beschwöre, Dich liebt' ich stets, lieb' ich noch! Dich liebt' ich stets, Dich nur, Dich lieb' ich noch! Ach! Dich lieb' ich noch! Dich lieb' ich noch! Dich lieb' ich noch! Dich lieb' ich noch!"

Entsetzlicher Wahnsinn!

Niemand konnte es länger aushalten. Sie mußte von Alisa abgeführt werden.

Da entstand plötzlich ein furchtbarer, klatschender Lärm, ein Lärm, der nicht eher endete, als bis die geisteszerrüttete Lucia noch ein Mal unter den Rittern erschien und sich mehrere Male anständig und mit freundlicher Miene verbeugte.

Mit dem Tode ringend zog sie sich dann zurück. Dahin ging sie in der Blüthe ihrer Jahre und sang nicht mehr. Was half es, daß ihr Erzieher Raimund, der sie nun nicht mehr länger erziehen konnte, dem Reisigen-Major Normann, welcher all' dies Elend angestiftet, die bittersten Vorwürfe machte und ihm sagte: „An dem vergossenen Blute, Teufel, hast Du nur die Schuld allein! Laut schreit dies Blut um Rache! Schon sprach des Höchsten Stimme Dein Urtheil aus. Geh! zittre vor seinem Grimme!" Was half es, daß Normann darauf erwiderte: „Wer konnte wissen ..."? Was half es, daß selbst Bruder

Heinrich unter Thränen zugestand: „Reue mit Schmerz vereinet regt tief im Busen sich!?"

Nichts.

Da, wo im Schatten von Blutbuchen, schottischen Stammbäumen und Trauerweiden und von süßer Donizetti'scher Musik umsäuselt, die Grabstätte derer von Ravenswood liegt, stand Edgardo, der letzte Sprößling dieses unglücklichen Geschlechtes, und bat seine Ahnen, ihn friedlich aufzunehmen, wenn des Feindes Klinge ihn von diesem Leben, ohne Lucia nur eine Wüste, befreit haben würde.

Tief in Gedanken versunken, ohne solche zu verrathen, erhielt er hier durch Raimund die Kunde vom Tode Lucia's, der letzten Lammermöörin.

Er stieß sich den Dolch in das schöne, treue Herz und zog sich dadurch ein bemerkbares, heftiges Unwohlsein zu.

Zur Erde niedergefallen, sang er mit brechender Stimme höchstens noch zehn Minuten, dann hauchte er gegen Ende des Sechszehnten Jahrhunderts seinen letzten Athem aus.

Lucia und Edgardo waren, wie bisher, verschieden.

Zum Glück wurden Beide vom Publikum stürmisch hervorgerufen und mit Beifall förmlich überschüttet. Auch ein Lorbeerkranz fiel. Lucia von Lammermoor war entzückt, denselben wiederzusehen und drückte ihn gerührt an ihren hochklopfenden Busen.

Schiefmäulche.

Eine kurze Dorfgeschichte.

Wieder liebten sich Zwei. Er ihr, sie ihm.

Es mag dies, selbst in dem kleinen Dorfe Niederpladderheim, von welchem wir sprechen, schon oftmals vorgekommen sein, aber immer unter andern Umständen. Wären die nachstehenden nicht eigenthümlicher Art, so würden wir sie, trotz des herrschenden Mangels an Dorfgeschichten, gar nicht erzählen.

Sie, welche selbstverständlich ein Mädchen in demjenigen glücklichen Alter war, das sich am besten zur spätern Bearbeitung für die Bühne eignet, hieß eigentlich Katharina, wurde aber allgemein „Schiefmäulche" genannt, weil sie, wie möglicherweise mehrere geistvolle Dorfgeschichtenleser schon in diesem Augenblicke muthmaßen, einen schiefen Mund hatte. Sonst war sie keineswegs hübsch. Dagegen fehlten ihr einige Zähne.

Er hieß Kilian Knetschke und hatte sich, im Dienste eines Bauern, den landwirthschaftlichen Arbeiten gewidmet. Von Körper äußerst kräftig und von Sitten schlicht, schienen Hegel's philosophische und Karl Rosenkrantz's ästhetische Werke für ihn gar nicht vorhanden zu sein, und selbst wenn er sich den Kosmos von Alexander von Humboldt angeschafft hätte, würde er ihn kaum verstanden haben. Denn Kilian Knetschke war durchaus ursprünglich.

Beide Liebende waren seit mehreren Jahren elternlos, hatten auch keine Verwandten, die sich um sie kümmerten, und standen bereits in einem Alter, welches sie gesetzmäßig jeder vormundschaftlichen Bewachung entzog. Fügen wir noch hinzu, daß sie

keinen Groschen Capital besaßen, und diese ihre freie Selbstbestimmung und ihre rein-realistischen Dorf- und Arbeitsverhältnisse durchaus von keinem idealen oder romantischen Hang und Drang ihrer Seelen durchkreuzt wurden, so ergiebt sich von selbst ihr Anspruch auf die kritische Hochachtung Julian Schmidt's in den „Grenzboten", und wir würden uns sonach der Vorführung solcher Helden der naturwüchsigsten Prosa enthalten haben müssen, wenn nicht glücklicherweise ein ästhetischer Mangel Schiefmäulche's und ein socialer Irrthum Kilians zu einem der Veröffentlichung würdigen Conflikte geführt hätte.

Kilian hielt nämlich jede Art von Seife für ein Vorurtheil. Er wusch sich nicht gern.

Schiefmäulche, in der guten, praktischen Absicht, den einstigen Autor einer sie als Heldin aufstellenden Dorfgeschichte einigermaßen dazu zu berechtigen, hatte sich das Sprüchwörterbuch von Dr. Körte angeschafft, las allabendlich darin und mischte die daraus gewonnene Weisheit in alle ihre Gespräche, unbekümmert darum, ob ihre Reflexionen dem berührten Gegenstande angemessen waren oder nicht. Was Wunder, wenn sie sich dadurch ihren Kilian, der selten einmal verstand, was sie sagen wollte, ebenso entfremdete, als er sich durch seine Unsauberkeit ihr, und daß diese Entfremdung endlich in Bitterkeit überging.

„Weißt, Kilian," sagte eines Tages Katharina zu ihm, „nicht all', die dresche, habe Stroh im Kopf, und man braucht ebe nit obe auf dem Kirchthurm gebore zu sein, um manch Einen über die Achseln sehe zu könne. Denn, schaust, wenn Einer nur die Treppe steigt, kann er hinauf komme, aber wenn Einer schon obe ischt, kann er hinunterpurzele. Und wo eine Null stehet, hat eine Neun auch Platz, und wer's Gehirn dazu in's Köpfele hat, kann so g'scheit werde, daß er saget: mir ischt ein blank g'scheuerter Kessel lieber als ein russiger, und 'ne Katz' lieber als das Rüsselthier, das sich den Moraschtaufsucht, und eine ausgeklopfte Frau

lieber als eine mit dem Staub von der Rumpelkammer und mit dem Mehl und Fett von der Kuchel. Und wann Du Di einmal wieder wasche thätest und Dein Zaushaar in Ordnung brächtest, so könnt's Di nix schade, denn es ischt kein süßes Schmatzerl, wenn man sich muß hernacher das Maul wische."

„Schiefmäulche," antwortete Kilian hitzig, „i halt's nit länger aus mit Dein Kauderwälsch! Hätt'st noch Deine schöne Auerbach'sche Ursprünglichkeit behalte und hätt'st Di nit so ver-ottoludwigt; sprächst halt so, wie Dir der Schnabel gewachse ischt und wie ich's und die Leut' hier um uns herum verstehe könne, so wärscht mir noch lieb wie ehedem. Aber so bischt eine überspannte Närrin g'worde und immer, wann i mi will auskloppe und ausbürschte, und's Haar kämme und's G'sicht säubern, dann denk' i dran und dann gift's mi, daß Dich die Leut' verhöhne und sage: das Schiefmäulche sprechet blos so gelehrtalbern, weil sie gedruckt werde will, und dann schmeiß' i Stock und Bürscht' und Kamm und Seif' fort und denk': bleib' als wie Du bischt, Kilian, denn wenn Du Di erscht anfangest zu putze, kannscht am End' so närrisch werde wie Die, die alle Tag' ihr Schiefmäulche noch schiefer machet!"

Katharina sprang nach diesen Worten wüthend auf, warf ihren Kilian zur Thür hinaus und rief ihm mit plötzlich wiedergewonnener Ursprünglichkeit nach: „Alleweil' ischt's aus mit uns, grober Lümmel! Wann Du Di unterstehest, mir noch mal zu nah' zu komme, kriegst eine in's G'sicht, daß Du den Himmel für'n Dudelsack ansehn sollst!"

Am Abend desselben Sommertages sah man einen Niederpladderheimer Jüngling mit traurigem Antlitz aber festen Schritten nach dem, von alten Weiden, die Gott wegen der Korbmacher dort wachsen ließ, umschatteten tiefen See gehen, der nördlich von Niederpladderheim, zwischen diesem und Oberpladderheim, wo viel Raps gebaut wird, der zur Anfertigung von Brennöl sehr nützlich ist, liegt.

Es war Kilian.

„Ohne sie mag ich nit lebe!“ murmelte er vor sich hin, entkleidete sich und sprang in's Wasser.

Katharina war ihm gefolgt und hatte Alles mitangesehen. „Du willst Dich baden!“ rief sie im Tone höchster Freude. „O, das ischt schön von Dir, daß Du Dein Unrecht einsiehst! Nun will i auch mein' Seel' bade und reinige von all dem g'lehrte Schlamm, und ....“

„Schiefmäulche,“ rief Kilian froh bewegt und umarmte sie innig. „Du willst wieder so ursprünglich sein wie ich? O, dann will ich auch so ein sauberes Mädele werden wie Du bischst!“

Nach Verlauf von fünf Wochen war das Schiefmäulche Frau Knetschke geworden und sagte nach der Trauung zu ihrem Gatten: „Du bischt ein Mann, der sich gewasche hat!“

Das glückliche Ehepaar ist gegenwärtig im Besitze der Dorfschenke:

Zum
Realismus
in
Oberpladderheim.



Druck von Albert Lewent in Berlin.





